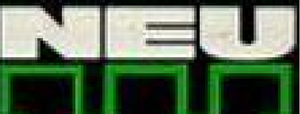
2,00 DM / Band 806
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Voodoo-Club

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Der Voodoo-Club

John Sinclair Nr. 806

von Jason Dark

erschienen am 14.12.1993

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Der Voodoo-Club

Auf einmal war es still!

Vielleicht wachte Dan Gabor gerade deshalb auf. Er blieb liegen und tastete sofort nach dem Revolver, der unter dem Kopfkissen versteckt lag.

Er holte den kurzläufigen Sechsschüsser hervor und schob ihn unter das dünne Laken der Bettdecke. So blieb er liegen und lauschte.

Die Geräusche des Dschungels waren verstummt. Eine bedrückende Stille hatte sich ausgebreitet. Sie lag wie Blei über der Gegend.

Wer den Dschungel und auch dessen Geräusche kannte, der wußte, daß die nächtliche Stille nichts Gutes bedeuten konnte.

Gefahr war im Anzug…

Die Luft stand, kein Windhauch regte sich. So war es oft vor einem der Gewitter, die urplötzlich losbrachen und aus der normalen Welt eine Hölle machten.

Gabor wußte, daß kein Gewitter im Anmarsch war. Die Stille galt einzig und allein ihm.

Er atmete flach, wollte so wenig Geräusche wie möglich verursachen. Sie hatten ihn gefunden, er konnte jetzt ganz cool bleiben, und er dachte auch daran, daß er seinen Auftrag erfüllt hatte. Zumindest hatte er eine Nachricht absetzen können.

Sein Blick fiel gegen die Decke. Sie bestand aus dicht geflochtenen Farnen, die selbst starkes Sonnenlicht kaum hindurchließen.

Auf einem Stuhl stand ein Ventilator. Er lief auf Batterie, war ausgeschaltet, seine Flügel warfen Schatten, die sich als schwache Ovale auf dem Boden abzeichneten.

Es war wahnsinnig stickig in der Bude. Gabor hatte sich vorgenommen, cool zu bleiben, doch er war jetzt innerlich schon in Schweiß gebadet. Rechts von ihm lag die Veranda. Leider war sie offen. Ihr Geländer bestand aus Bambusstöcken. Das primitive Haus war auf Stelzen gebaut worden. Um den normalen Boden zu erreichen, mußte Dan eine schmale Treppe hinabgehen.

Seine Hütte stand zwar einsam, sie gehörte trotzdem zu einem der kleinen Dschungeldörfer. Von den Nachbarn konnte er keine Hilfe erwarten. Er war für sie ein Fremder, die Hütte hatte er für seine Aufgabe gemietet. Sie war zwar nicht beendet, doch er hatte sich kurz vor der Ziellinie befunden, wo er nun abgestoppt wurde.

Das gefiel ihm gar nicht.

Dan Gabor wußte nicht, wie lange er auf seinem primitiven Bett gelegen hatte. Es konnte schon eine Weile gewesen sein, einige Minuten sicherlich, und draußen hatte sich nichts verändert.

Nach wie vor lag die tödliche Ruhe über der Gegend. Auf der anderen Seite sorgte sie auch dafür, daß Gabor nachdenken konnte. Er überlegte, welche Fehler er begangen hatte. War er zu unvorsichtig gewesen, hatte er den falschen Leuten vertraut, steckte hier jeder mit jedem unter einer Decke? Ausgehen mußte er sicherlich davon. Als er sich auf seinen Herzschlag konzentrierte, hörte der sich für seinen Geschmack noch zu laut an. Du mußt cooler und ruhiger werden, schärfte er sich ein. Du darfst keinen Mist machen, sonst gehst du vor die Hunde. Keine übertriebene Reaktionen zeigen, sonst ist die andere Seite gewarnt.

Wie konnte es draußen aussehen?

Dunkel – okay, das stimmte. Aber das Dschungeldorf konnte sich auch als eine gewaltige Falle entpuppen, in die sich seine Feinde zurückgezogen hatten.

Sein Herzschlag normalisierte sich allmählich. Der Schweiß aber

blieb auf der Stirn. Die Gedanken hinter der Stirn jagten sich. Er überlegte, wie lange er hier in der Hütte bleiben sollte. Manchmal war Angriff der beste Weg zur Verteidigung. In unmittelbarer Nähe der Hütte stand sein Jeep, doch die wenigen Schritte kamen ihm schon zuviel vor. Im Geiste zeichnete er sie nach, der Weg mußte eigentlich schnell zurückgelegt werden, falls nicht jemand am Rand lauerte.

Damit rechnete er.

Er rechnete auch damit, daß seine Feinde, wenn sie es leid waren, die Hütte stürmten.

Am linken Handgelenk trug er seine wasserdichte Uhr, die in der Dunkelheit matt glänzte. Noch war es nicht Mitternacht!

Über Gabors Gesicht huschte ein gequältes Lächeln. Mitternacht hatte eine bestimmte Bedeutung in dieser verdammten Gegend, der Vollmond ebenfalls, der noch hinzukam, aber darüber wollte er nicht nachdenken.

Wann kamen sie?

Oder waren sie schon da?

Die Hüttentür war ebenfalls aus Bambusstangen gebaut, sehr primitiv, kaum wirksam, höchstens als Alibi gedacht. Von seinem Bett aus konnte Gabor sie sehen. Durch Ritzen sickerte fahles Mondlicht.

Es lockte nach draußen, denn gerade die Mondnächte waren so berühmt auf Haiti.

Dan Gabor atmete noch einmal tief durch. Die Luft war so feucht, daß er den Eindruck hatte, sie trinken zu können. Es hatte keinen Sinn mehr, im Bett zu bleiben. Er mußte etwas unternehmen, und zwar so rasch wie möglich.

Vorsichtig stand er auf.

Aus Sicherheitsgründen hatte er sich nicht ausgezogen. Er trug das strapazierfähige Hemd, seine Hose ebenfalls, und die Schuhe standen direkt neben seinem Bett.

In die schlüpfte er hinein. Im Sitzen beugte er sich nach vorn und schnürte sie zu. Den Revolver hatte er neben sich auf das Bett gelegt.

Das Metall gab einen kalten Glanz ab.

Patronen steckten in seiner Jacke, die über einem Stuhl hing. Als er die beiden Schritte bis zu seinem Ziel zurückgelegt hatte und nichts passiert war, fühlte er sich etwas besser. Sehr vorsichtig streifte er die Jacke über. Sie bestand aus festem Drillichstoff.

Alles war okay, bis auf die Stille. Gabor streifte die Jacke über und steckte den Revolver in den Hosenbund. So konnte er ihn blitzschnell ziehen.

Dann bewegte er sich auf die Tür zu. Der Boden seiner Hütte bestand aus Hohlbohlen, die im Laufe der Zeit leicht durchgeweicht war, denn oft genug drang der Regen in die Hütte ein. Dan Gabor ging vor und blieb neben der Tür stehen.

Abwarten…

***

Es war gut, daß er die Tür nicht sofort geöffnet hatte, denn das Spiel setzte sich fort, als hätte ein im Hintergrund lauernder Regisseur dafür gesorgt.

Jetzt hörte er ein Geräusch.

Sehr leise noch.

Ein dumpfer Klang…

Trommelwirbel – gedämpft, verhalten, irgendwo in der Tiefe des Dschungels geboren. Da hockten und lauerten sie. Seine Feinde waren da, sie würden keine Ruhe geben.

Ein Blick auf die Uhr.

Mitternacht! Das war ihre Zeit!

Tief holte er Luft und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht.

Er öffnete die Tür mit der linken Hand, denn in der rechten hielt er die Waffe.

Dann trat er nach draußen.

Die Tür schleifte ein wenig über den Boden. Ein Geräusch, das er nicht beachtete. Er wollte weiter, denn die Feinde sollten nicht kommen, er wollte die Initiative ergreifen.

Vor der Tür blieb er stehen.

Links befand sich die Veranda, rechts die kleine Treppe mit den drei Stufen. Er sah auch die Umrisse des Schaukelstuhls, der sich in der Dunkelheit wie ein verformtes Skelett abzeichnete.

Das Trommeln war nicht verstummt. Als dumpfes Echo drang es durch die Wand. Es wehte ihm wie eine tödliche Botschaft entgegen, noch eine Warnung, die sich wenig später allerdings in reine Action verwandeln konnte. Da entpuppte sich der Dschungel dann als eine mörderische Todesfalle.

Der Wagen stand unter dem Blätterdach eines Baumes. In der Dunkelheit schimmerten die breiten und langen Blätter, als hätte man sie mit Öl eingerieben. Sie waren fleischig und steckten voller Saft. Geduckt bewegte sich Gabor auf seinen Jeep zu. Vor ihm lag der Dschungel. Gabor wohnte am Ende des kleinen Dorfes, wo niemand sonst zu sehen war. Auch durch den Wald würde sich kein Mensch um diese Zeit bewegen. Die Trommeln hielten alle ab.

Es war ihr Klang, der die Bewohner erschreckte, denn sie bedeuteten nichts Gutes. Sie glichen tödlichen Vorboten, die das Ende einläuteten. Gabor konnte nicht einmal schätzen, wer sich alles gegen ihn verschworen hatte. Er rechnete mit mindestens fünf zu allem entschlossenen Feinden. Und das war kein Zuckerschlecken.

Neben seinem Wagen blieb er stehen.

Daß Gabor sich in der Gewalt hatte, bewies er damit, daß er nicht in

den Wagen sprang um davonzurasen. Er hatte sich eisern in der Gewalt. Der Klang der Trommeln hatte sich verändert, und Dan Gabor dachte darüber nach.

War er jetzt aggressiver?

Das konnte durchaus sein. Gleichzeitig bewies es ihm, daß ihm dieser Trommelklang eine Botschaft brachte. Er sollte darauf hereinfallen, er sollte in Panik versetzt werden und genau das Falsche tun.

»Da habt ihr euch geirrt!« flüsterte er, bevor er über die Tür kletterte und hinter dem Steuer seinen Platz fand. Der Mann spürte den vertrauten Druck des Waffenkolbens an seiner Bauchgegend und strich darüber hinweg.

Aus der Brusttasche holte er den Zündschlüssel hervor. Sehr vorsichtig schob er ihn in den schmalen Schlitz. Bisher hatte ihn der Jeep nie im Stich gelassen. Hoffentlich verhielt es sich in dieser Nacht auch so, dann hatte er schon etwas gewonnen.

Nichts klappte. Alles war anders. Der Motor rührte sich nicht.

Plötzlich rann der Schweiß noch stärker über Gabors Gesicht. Es gab nichts daran zu rütteln. Er war in die Falle gelaufen und sie war zugeschnappt.

Starr blieb er sitzen.

Es hatte keinen Sinn, es noch einmal zu versuchen. Er hätte sich nur noch mehr geärgert. Jemand hatte an seinem Jeep herummanipuliert und ihn fahruntüchtig gemacht.

Wieder wurde die Stille von der gefährlichen Musik unterbrochen.

Sie waren da, sie würden ihn kriegen, und dann würden sie ihn ausbluten lassen, denn das Blut ihrer Feinde war für sie mehr als wichtig. Es garantierte ihr Grauen, ihre gespenstische Arbeit, die sie im Schutz der Dunkelheit verrichteten und sich zumeist die alten Friedhöfe aus der Kolonialzeit dafür aussuchten.

Wenn er an sein Blut dachte, hatte er das Gefühl, es würde bereits in den Adern kochen, so heiß war ihm geworden. Die Waffe steckte nicht mehr in seinem Gürtel. Er hatte sie hervorgeholt und in die rechte Hand genommen. In dieser Haltung blieb er zunächst sitzen.

Sie trommelten noch.

Er starrte gegen die dunkle Wand.

Es war kaum zu erkennen, daß sie aus Bäumen, Unterholz und Farnen bestand. Sie schien sich aus dichten Schatten zusammenzusetzen, die keinen Durchschlupf boten.

Dan Gabor wußte, wie trügerisch dieser Gedanke war. Der tropische Regenwald bot zahlreiche Verstecke, aber auch Pfade, die meist nur den Einheimischen bekannt waren.

Tat sich da etwas?

Bewegte sich da was in der Wand?

Er glaubte, es sehen zu können. Etwas Helles, Glänzendes schaute

hervor. Leider war seine Form zu verschwommen, um ihn etwas Genaues sehen lassen zu können.

Ein Gesicht?

Gabor preßte die Lippen zusammen, als er daran dachte. Sein rehbraunes Gesicht zeigte eine Kälte, die sich auch in den schwarzen Augen wider fand. Gabor war Schwarzer, deshalb hatte er auf der Insel auch zahlreiche Vorteile genossen, doch das Vertrauen in ihn war verloschen. Er hatte sich nicht richtig benommen. Er war aufgefallen, und das konnte einfach nicht gut gehen. Da waren die anderen besser gewesen.

Der Jeep bot ihm keinen Schutz. Während er nach links schaute, glitt er nach rechts aus dem Fahrzeug und duckte sich dabei sehr tief, denn nach Möglichkeit sollte ihn niemand sehen, auch wenn dies mehr als unwahrscheinlich war.

Neben dem Jeep blieb er hocken.

Um ihn herum waren Schatten, und der Mann selbst war zu einem Schatten geworden.

Er konzentrierte seinen Blick auf die Stelle des Regenwaldes, wo er geglaubt hatte, so etwas wie ein Gesicht entdeckt zu haben.

Nichts zu sehen.

Nur Dunkelheit…

***

Die Gerüche drangen besonders intensiv in seine Nase, weil er seine Sinne so angestrengt hatte. Er nahm Aromen wahr, die ihm sonst nicht aufgefallen waren. Zum Teil betörend in ihrem Duft, auf der anderen Seite wieder faulig und nach Grab, Vergänglichkeit und auch Moder riechend.

Kein Vogel tobte durch die dichten Bäume. Kein anderes Tier schrie oder klagte.

Nur die Voodoo-Trommeln sorgten für eine Untermalung, die schaurig genug war. Sie schienen von überall her zu kommen, ihr Echo war kaum zu orten.

Nicht nur den Revolver trug Gabor bei sich. Auch ein Messer steckte in einer Scheide. Eine Machete wäre ihm zwar lieber gewesen, doch man konnte nicht alles haben.

Er duckte sich noch tiefer und schlich los. Nicht direkt in den Dschungel, der Mann umging sein eigenes Fahrzeug am Heck, weil er an der Rückseite der Hütte in den Wald gelangen wollte, wo er einigermaßen gute Verstecke fand.

Leise konnte er nicht gehen. Aber er war erfahren und wußte, wie er auftreten mußte, um so wenig Geräusche wie möglich zu machen.

Sein Blick wechselte immer wieder, die Gefahr konnte überall lauern.

Nichts passierte.

Sie waren da und ließen ihn an der langen Leine laufen. Sie wollten es auskosten, ihn endlich in der Falle zu haben. Ein widerlicher Fäulnisgestank wehte ihm entgegen. Hinter den Häusern befanden sich die Fäkaliengruben. Wenn der Wind ungünstig stand und die Luft drückte – beides war hier der Fall – war der Gestank so intensiv, daß er Angst hatte, sich übergeben zu müssen.

Das war nicht mehr seine Welt. Er war zwar in Port-au-Prince, der Hauptstadt geboren, doch das lag mehr als dreißig Jahre zurück, und gern daran erinnern wollte er sich auch nicht.

Er ließ die Fäkaliengruben links liegen. Es gab hier einen sehr schmalen Pfad, der durch zwei kleine Gärten führte, in den Regenwald eintauchte und schließlich an den großen Zuckerrohr-Plantagen auslief, auf den die Menschen hier beschäftigt waren.

Diesen Weg mußte er nehmen. Es war zwar nicht die ideale Lösung, denn er war auch vielen anderen bekannt, aber er brachte ihn zumindest weg, und das allein zählte.

Die Nacht verschlang ihn.

Sehr bald auch der Dschungel mit seinem dichten Wirrwarr an Schatten, die sich erst bei genauerem Hinsehen als Lianen oder ähnliches Blattwerk hervorkristallisierten, klebrig waren und nach ihm griffen. Nicht er allein trug Schuld an den Geräuschen. Durch sein Laufen hatte er die Tiere der Nacht wieder aufgeschreckt. Sie fühlten sich gestört, sie huschten plötzlich wieder los, und des öfteren sah er in seiner greifbaren Nähe böse Augen funkeln.

Zum Glück erfolgte kein Angriff aus dem Hinterhalt. Er konnte seinen einmal eingeschlagenen Weg weitergehen und spürte auf dem Rücken wieder den Schweiß, der sich verändert hatte und als kalte Bahnen daran herablief. Manchmal mußte er sich den Weg auch frei schlagen. Dafür nahm er sein Messer, das mit den kleinen Hindernissen leicht fertig wurde.

Etwas klatschte gegen sein Gesicht. Er hatte es in der Dunkelheit nicht sehen können. Zudem hing es in nahezu raffinierter Art und Weise genau in Augenhöhe herab. Gabor dachte zuerst an ein besonders langes Blatt, bis er die Flüssigkeit spürte.

Warm und widerlich klebrig rann sie über seine Stirn nach unten.

Sie erreichte die Wangen und sickerte dann in die Tiefe. Sie gab zudem einen bestimmten Geruch ab, und plötzlich rannen trotz der Hitze Eiskörner über seinen Rücken.

Das war Blut!

Gabor ging einen Schritt zurück. Er duckte sich. Der Geruch war nicht mehr wichtig, sondern der leicht zitternde Schatten vor ihm, der lang nach unten hing.

In der Tasche steckte auch sein altes Sturmfeuerzeug. Es war ein Risiko, die Flamme leuchten zu lassen, er ging es trotzdem ein, duckte

sich dabei und reckte den Arm erst hoch, als er seine Position gefunden hatte.

Das Licht tanzte für einen Moment über eine noch blutende Tierhaut. Das dunkle Zeug tropfte zu Boden, sogar das leise Klatschen beim Aufprall bekam er mit, und nun wußte er genau, daß in seinem Gesicht Blut klebte.

Gabor schüttelte sich. Es widerte ihn an. Das Gefühl dauerte nur einen Moment, da hatte er schon die Flamme gelöscht und dachte realistischer über seine Chancen nach.

Sie standen nicht gut.

Seine Feinde wußten genau, wo sie ihn finden konnten. Sie hatten kalkuliert, welchen Weg er nehmen würde, und sie hatten sich, verdammt noch mal, nicht verrechnet.

Wo aber lauerten sie?

Das plötzliche Gelächter stammte nicht von einem Tier. So konnte nur ein Mensch lachen, der sich über seinen Erfolg freute. Mit einem heftigen Ruck warf sich Gabor nach hinten und fiel dabei auf den Rücken. Zugleich hatte er die Waffe gezogen.

Er schoß nur einmal.

Sehr genau hatte er in die Richtung des Gelächters gezielt. Der Schuss durchbrach die Stille wie eine peitschende Explosion. Selbst von dem dichten Unterholz wurde er kaum gedämpft, und nach dem Echo brach die Hölle richtig los.

Die Tiere waren aus dem Schlaf gerissen worden. Sie tobten plötzlich in den Bäumen, sie brüllten, sie schrieen, jaulten und kreischten.

Es war die Hölle, die den einsamen Mann umgab, der sich auf dem Boden so gut wie möglich weiterrollte, sich dann aufstützte und seine Waffe in Anschlag brachte.

Hatte er getroffen?

Aus dieser Richtung erhielt er keine Antwort.

Dafür aus einer anderen.

Hinter ihm waren sie.

Dann brachen sie durch.

Selbst Dan Gabor, der sich gedreht und auch mit ihrem Erscheinen gerechnet hatte, wurde noch von ihnen überrascht. Sie waren grausame Teufel in Menschengestalt. Dafür hatten sie keine Gesichter mehr, sondern bemalte und beschmierte Fratzen, und Gabor hatte den Eindruck, als würden sich diese im Trommelrhythmus bewegen.

Er wollte schießen und hatte den rechten Arm bereits erhoben, als ein Schatten auf ihn nieder raste.

Ein Knüppel.

Kurz, aber verdammt hart.

Er traf seinen Arm in Höhe des Ellbogens, an einer verdammt empfindlichen Stelle. Der Schmerz hätte ihn beinahe schreien lassen.

Nur mühsam konnte er ihn unterdrücken, doch es gelang ihm nicht mehr, den Revolver zu halten.

Die Waffe landete auf dem weichen Boden. Sein rechter Arm war taub, der linke nicht, und mit dieser Hand zog er sein Messer. Dabei stieß er einen Fluch aus. Bei der folgenden »Attacke« rasierte er mit der Klinge nur Laub ab, ansonsten war er wehrlos.

Er lag auf dem Boden.

Er ächzte.

Jemand packte ihn an der linken Schulter. Gegen diesen eisenharten Griff konnte Gabor sich nicht wehren. Er stöhnte auf und sah plötzlich zwei dieser Fratzen über sich schweben.

Gesichter aus der Hölle.

So hätten auch bemalte Zombies aussehen können.

Er spuckte hinein und brüllte wie am Spieß, weil ihm jemand den linken Arm ausgekugelt hatte.

Es war vorbei mit seinem Widerstand.

Sie fielen über Gabor her wie Fliegen über altes Fleisch, und sie prügelten ihn brutal nieder.

Als er in die Bewusstlosigkeit hineinglitt, war er diesem Zustand sogar dankbar…

***

Es stank nach alten Autoreifen und verbranntem Gummi. Über dem flachen Dach der Werkstatt breitete sich ein dunkler Nebel aus, den auch der leichte Wind nicht wegpusten konnte.

Der Geruch gehörte zu Carlos Millers Job, denn dieser Mann möbelte alte Reifen auf. Seinen »Betrieb« führte er am Stadtrand der Hauptstadt, wo das Elend so richtig greifbar war und in Wellblechbuden hauste, deren Dächer unter der grellen Sonne zu schmelzen schienen. Smog, Abfallgestank, Fäkaliengeruch, Auspuffgase, die ungefiltert aus den Löchern der alten Vehikel strömten, vergifteten die Umwelt.

Auch Suko und ich waren mit einem Leihwagen ausgerüstet. Es war ein verbeulter Camaro, der hoffentlich keinen Dieb mehr interessierte.

Zwei Fremde in einem derartigen Viertel waren ungewöhnlich.

Selbst durch die verschmutzten Scheiben sahen sie uns. Suko hatte das Fenster auf seiner Seite ein Stück runtergekurbelt. Gestank und Staub drangen sofort herein.

Ein Auftrag hatte uns nach Haiti geführt. Wieder einmal brauchte die Regierung unsere Unterstützung, wobei ich das nicht glaubte, denn hinter dem schwammigen Begriff verbarg sich zumeist der Geheimdienst. Wenn er nicht weiterkam und sich bei bestimmten Fällen eine blutige Nase holte, mußten eben Männer rann, die sich mit der Materie beschäftigten. Voodoo gehörte nun mal zu unserem Job.

Ein englischer Agent namens Dan Gabor hatte die Alarmmeldungen abgesetzt. Es ging um diesen mörderischen Zauber, der vor Jahrhunderten aus Afrika importiert worden war und sich in der Karibik hatte ausbreiten können.

Gabor war entdeckt worden. Von einem Zombie- oder Voodoo-Club, der Begriff spielte dabei keine Rolle. Er war ihm auf die Spur gekommen, weil es um Morde ging. Morde an Männern, die für die Gegenseite gearbeitet hatten. Man munkelt von Kuba, was allerdings nicht bewiesen werden konnte. Jedenfalls hatte es Tote gegeben. Sogar die Geheimdienste waren aufgeschreckt worden, und Gabor war nahe dran gewesen, den Fall zu lösen. Es mußte ihn dann erwischt haben, denn seine Meldungen waren plötzlich ausgeblieben.

Ein letztes Telefax hatte er noch mühsam absetzen können. Suko und ich hatten es in Sir James' Büro gelesen und erfahren, daß ihm angeblich die Zombies auf die Spur gekommen waren. Er wurde also von lebenden Toten gejagt.

Als man diesen Text an zuständigen Stellen las, war Holland in Not gewesen. Da liefen plötzlich die Rädchen ineinander, und an letzter Stelle hatten *wir* gestanden.

Hin nach Haiti und sich darum kümmern, wie weit Dan Gabor letztendlich gekommen war.

Er war auf der Insel nicht der einzige, der für die Engländer arbeitete, man hatte uns eben diesen Reifen-Vulkaniseur Pedro Miller genannt, der sich nebenbei als Informant noch einige Pfund verdient hatte, um besser leben zu können.

Viel konnte es nicht gewesen sein, wenn ich mir seinen Bau so richtig ansah. Ein Grundstück gehörte auch dazu. Es wurde umrahmt von einem Lattenzaun, der an zahlreichen Stellen geknickt oder gar nicht mehr vorhanden war.

Wir rollten durch eine breitere Stelle auf den Hof, sahen mehrere Arbeiter, die dabei waren, Reifen zu stapeln und sich in der stinkenden Luft und der grellen Sonne nur langsam bewegen konnten.

Es war eine Strafe, sich bei diesen Temperaturen das Geld verdienen zu müssen, nur ging es ihnen noch besser als den zahlreichen Arbeitslosen.

Als wir auf das Grundstück fuhren, hatten wir das Gefühl, über erstarrte Wellen zu fahren. Der Wagen schaukelte auf und nieder, die Auspuffwanne ratschte über die Wellenkämme, und als ich diese Laute hörte, rann mir jedes mal eine Gänsehaut über den Rücken, was der neben mir sitzende Suko mit einem Grinsen quittierte.

»Regt dich was auf, John?«

»Kaum.«

»Ist ja nicht unser Wagen.«

»Zum Glück.«

Auf dem Gelände stand noch eine Holzbaracke mit weiß gestrichenen Wänden. Dort mußte sich das Büro des Mannes befinden.

Wahrscheinlich war er auch dort, denn auf dem Platz lief kein Typ herum, der wie ein Chef aussah.

Ich ließ den Leihwagen im Schatten der Baracke ausrollen und stellte den Motor ab. Schweißdurchtränkt blieb ich sitzen, und Suko erging es ebenso.

»Da wären wir«, sagte ich.

Suko nickte. »Ich sehe es. Willst du im Wagen sitzen und versauern?« erkundigte er sich.

»Nein.«

»Dann würden wir gebraten.« Er öffnete die Tür. Was jetzt in den alten Camaro hineinströmte, war einfach fürchterlich. Ein widerlicher Gummigestank überlagerte irgendwelche Essensdünste.

Ich drückte die Tür nur vorsichtig zu, aus Furcht davor, daß sie zusammenbrechen konnte. Suko tat es mir nach. Wir drehten uns um und sahen die drei Arbeiter, die Denkmal spielten und neben dem Reifenhügel standen. Sie schauten zu uns herüber.

»Scheiben hat der Bau ebenfalls«, sagte Suko und deutete auf ein Fenster.

Es war dunkel. Ein Fliegengitter klebte noch wie ein angerostetes Kunstwerk davor.

Ich ging die wenigen Schritte bis zu einer Tür, die offen stand. Ein müder Deckenventilator drehte sich und warf seine Schattenbilder auf den Boden. Kühle brachte er kaum.

Ich mußte den Kopf einziehen, als ich den Bau betrat. Er bestand nur aus einem Raum, dem Büro und auch dem Lager. Es war keine trennende Wand vorhanden.

Im Büro, an einem Schreibtisch, die alten Rostteile ausgeschlachteter Wagen wie Motoren, Lenkräder und Felgen im Rücken, hockte die Büroperle, und mir blieb beinahe die Spucke weg, denn mit einem derartigen Anblick hatte ich nicht gerechnet.

Die Frau sah toll aus.

Sie trug irgendwas Grünes als Oberteil, hatte die Beine soweit vorgestreckt, daß sie unter dem Schreibtisch hervorschauten und wir die weißen, glänzenden Leggins sahen, die ihr Fahrgestell wie ein Etui umschloss. Sie bewegte sich kaum, als wir auf den Schreibtisch zugingen, nur die Brille mit dem roten Gestell drückte sie etwas tiefer auf die Nase, damit sie uns aus prüfenden, sehr großen und auch sehr dunklen Augen anschauen konnte. Die Frisur war glatt und kraus zugleich. Auf dem Kopf glatt gekämmt, an den Seiten gelockt. An den Ohren baumelten zwei große Goldringe.

Ich lächelte der Frau mit der kaffeebraunen Haut entgegen und stellte mich vor, wobei ich anschließend fragte: »Sprechen Sie

eigentlich Englisch?«
»Ja.«
»Wunderbar. Das ist übrigens Suko.«
Ich versuchte es mit einem Witz. »Dem Aussehen nach zu urteilen, können Sie nicht Pedro Miller sein.«
»Ach je, wie scharfsinnig. Ich bin Roberta Miller, seine Tochter. Haben Sie sich verirrt?«
»Nein, wir wollen zu Ihrem Vater.«
»Geschäftlich?«
»So kann man es nennen.« Mir war nicht der prüfende Blick entgangen, mit dem sie uns unter Kontrolle gehalten hatte. Es war kein freundlicher Blick, mehr ein sachlicher, mit einem Hauch von Spannung und jeder Menge Misstrauen darin.
Ich kannte nicht den Grund, doch ich stufte die Person als ziemlich gefährlich ein, hielt aber den Mund, weil ich über derartige Vermutungen keinesfalls sprechen wollte.
»Da ich allein hier sitze, werden Sie sich bestimmt ausrechnen können, daß mein Vater nicht hier ist.«
»Das hatten wir uns gedacht«, sagte Suko. Er schaute sich gelassen um und fragte wie nebenbei: »Wann kommt er denn zurück?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«
»Nicht genau oder überhaupt nicht.«
»Mehr überhaupt nicht.«
»Hat er keine Zeit genannt?« Suko wollte sich nicht abwimmeln lassen und blieb am Ball.
»Nein, das hat er nicht.«
»Dann werden wir auf ihn warten.«
Das gefiel Roberta Miller nicht. Wir sahen es ihr an. Zuerst atmete sie tief ein, als wollte sie den Stoff ihres Oberteils sprengen. Dann raschelte sie mit irgendwelchen Papieren auf dem Schreibtisch und griff nach einem spitzen Brieföffner aus Metall, hielt ihn zwischen den Händen fest und machte den Eindruck, als wollte sie den harten Gegenstand jeden Augenblick mit einer wütenden Kraftanstrengung zerbrechen.
Ich deutete auf zwei Sessel mit zerschlissenem Stoff. »Können wir dort Platz nehmen?«
»Warum?«
»Wir müssen mit Ihrem Vater reden.«
»Das weiß ich, akzeptiere es auch, doch ich möchte Ihnen sagen, daß mein Vater und ich den Laden hier gemeinsam führen. Ich bin eingeweiht, Sie können mir Vertrauen schenken.« Jetzt lächelte sie.
Uns erschien es, als würde uns eine Schlange angrinsen.
»Das glauben wir Ihnen gern«, sagte ich, »aber Ihr Vater hat mit uns persönlich reden wollen.«

»Das hat er Ihnen gesagt?«
»Am Telefon«, bestätigte ich.
»Komisch.« Ihr Lächeln wurde noch breiter. »Sehr komisch. Ich wundere mich nur darüber, daß ich davon nichts weiß.«
»Das ist nicht unser Problem. Hat Ihr Vater Sie denn nicht eingeweiht?«
»Vielleicht habe ich es sogar vergessen«, erwiderte sie schulterzuckend. »Aber ich sage Ihnen gleich, daß mein Vater keine krummen Geschäfte betreibt.«
»Davon haben wir auch kein Wort gesagt«, sagte Suko.
»Stimmt, aber es hat sich beinahe so angehört.« Ihr Blick wurde wieder kalt. Sie ließ den Brieföffner fallen und sagte: »Tut mir leid, aber ich muß mich wirklich um meine Arbeit kümmern.«
»Wir werden Sie nicht stören«, sagte Suko.
Für einen Moment schaute sie uns an, als wollte sie Bluthunde auf uns hetzen. Dann schloß sie den Mund und senkte den Blick. »Nun ja, ich möchte es Ihnen nicht verbieten.«
»Danke«, sagte ich.
Die beiden alten Sessel ächzten, als wir uns auf ihnen niederließen.
Ich spürte unter meiner rechten Hinterbacke eine Sprungfeder, und Suko mußte es ähnlich ergehen, was ich seinem Gesichtsausdruck entnahm. Der Ventilator quirlte immer noch die stickige Luft.
Was diese Frau am Schreibtisch genau arbeitete, konnten wir nicht erkennen. Sie schrieb jedenfalls irgend etwas auf und erweiterte gewisse Listen. Vielleicht verglich sie Ein- mit Ausgängen. Hin und wieder hob sie den Kopf und warf uns einen schiefen Blick zu.
Auf dem Schreibtisch stand ein altes schwarzes Telefon. Als es schrillte, schrak selbst Roberta Miller zusammen. Gerade sie mußte sich ja an das Geräusch gewöhnt haben.
Mit einem knappen »Oui« meldete sie sich. Haiti war einmal eine französische Provinz gewesen. Die Oberschicht sprach noch Französisch, ansonsten war Kreolisch die Landessprache.
Sie redete sehr schnell, auch vermischt mit kreolischen Brocken, und ich konnte sie nur schlecht verstehen, aber sie telefonierte mit ihrem Vater. Als sie schließlich auflegte, schaute sie uns dabei an.
»Mein Vater hat angerufen und sich nach Ihnen erkundigt.«
»Sehen Sie«, sagte Suko. »Wir haben Sie nicht angelogen.«
»Das hatte ich auch niemals angenommen«, konterte die Frau. Sie holte einen Lippenstift hervor und zog die Konturen ihres Mundes nach. »Er wird bald hier sein«, sagte sie und brachte das Kunststück fertig, zu sprechen, ohne den Stift abzusetzen.
»Gut.«
»Wollen Sie etwas zu trinken?«
»Wäre nicht schlecht.«

Sie deutete auf einen alten Schrank. »Das ist eine Kühlbox. Nehmen Sie sich, was Sie wollen. Mich müssen Sie entschuldigen.« Sie packte ihre Papiere zusammen, klemmte sie unter ihren Arm und verließ mit wiegenden Schritten die Baracke.

Himmel, hatte dieses Wesen Beine! Toll geformt und dabei sehr lang. In den hautengen Leggins machte sie eine Top-Figur.

Draußen im Sonnenlicht sah sie aus wie ein scharf konturierter Schatten, der allmählich zerfloss, als sie weiterging.

»Was sagst du?« fragte Suko. Ich stand auf. »Erst hole ich mal was zu trinken.«

»Dann schwitzt du noch mehr.«

»Willst du denn nichts?«

»Schau erst mal nach.«

Ich zog die Holztür des Schranks auf. Dahinter befand sich eine Bar, in der glücklicherweise nicht nur alkoholische Getränke standen, sondern auch welche ohne Alkohol.

Für uns beide suchte Suko je eine Dose Wasser aus. Er warf sie mir zu, ich fing sie glücklich auf, denn sie war glatt. Es war ein Wasser mit einem leichten Geschmack nach Zitrone.

Die Lasche öffnete sich zischend. Mir sprühte etwas von dem kalten Getränk ins Gesicht und benetzte auch die Lippen, Dann trank ich und stellte fest, daß dieses Zeug nicht nur schmeckte, sondern mich auch erfrischte.

Suko erging es ebenso. »Mann, das war eine Wohltat!«

»Kannst du wohl sagen.«

Wir saßen beide wieder, streckten die Beine aus und versuchten, uns dabei zu entspannen. Auf dem Hof hörten wir das Geräusch eines nicht mehr ganz intakten Anlassers. Wenig später glitt an der Türöffnung ein alter Buick entlang, dessen Reifen noch weiße Ränder aufwiesen. Das Fahrzeug selbst war froschgrün lackiert worden, und hinter dem Lenkrad hatte Roberta Miller ihren Platz gefunden.

Sie warf nicht einen Blick auf die Baracke und rollte dem Ausgang entgegen.

»Sie hat viel Vertrauen zu uns«, bemerkte Suko.

»Das liegt an mir.«

»Ausgerechnet.«

»Außerdem können wir hier nichts stehlen, denke ich. Was wir auch nicht vorhaben.«

Suko hob die Schultern und stellte seine halbleere Dose auf das rechte Knie. »Ich weiß nicht, John, ich kann mich natürlich irren, aber irgendwie gefällt es mir nicht, daß Roberta weggefahren ist.«

»Und warum nicht?«

»Kann ich dir nicht sagen. Da lag etwas in ihren Augen, das hat mich skeptisch gemacht.«

»Mich auch.«
»Du traust ihr nicht?«
Ich runzelte die Stirn. »Sagen wir mal so, Suko. Ich glaube nicht, daß ihr Vater sie über seinen Nebenjob eingeweiht hat. Dann hätte sie uns anders willkommen geheißen. Vielleicht wissender und verschwörerischer. Aber das ist Theorie.«
»Meine ich auch.«
Wieder hörten wir das Geräusch eines Autos. Es übertönte auch die Stimmen der Arbeiter. Ein dunkler Benz rollte in einer Staubwolke auf den Hof. Ich war aufgestanden und zur Tür gegangen.
Die drei Helfer waren plötzlich flott geworden. Sie schichteten Reifen auf, als gelte es, einen Titel zu gewinnen. Ein Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen. In der Staubwolke schwang eine Tür auf, und dann schälte sich Pedro Miller aus dem Wagen. Ja, er mußte ein großes Fahrzeug steuern, denn er war das, was ich gern als eine Masse Mensch bezeichnete. Seinen Körper hatte er in einen ehemals weißen Leinenanzug gezwängt, dessen Farbe sich jedoch in ein Gelb und auch in ein schmutziges Grau verwandelt hatte. Unter dem Anzug trug er ein blaues, etwas glänzendes Hemd. Da er den Hut in der Hand hielt, sahen wir auch das graue Haar, das wie Putzwolle auf dem Kopf wuchs, auf der Schädeldecke jedoch einen haarlosen Kreis freiließ. Er sah aus wie eine verrutschte Tonsur.
Miller betrat sein Büro nicht mehr. Er schimpfte mit den Arbeitern.
Seiner Ansicht nach hatten sie nicht genug gearbeitet, was er ihnen mit drastischen Worten klarmachte.
»Ein netter Chef«, kommentierte Suko.
»Erinnert dich so an deinen, wie?«
»Habe ich denn einen?«
»Denselben wie ich. Im Büro heißt er Glenda Perkins.« Ich wollte noch etwas sagen, aber Carlos Miller hatte sich auf der Stelle gedreht und stiefelte auf das Büro zu. Er hatte Mühe, seinen Körper durch die Tür zu zwängen, blieb dicht dahinter stehen und sagte:
»Ja, endlich seid ihr hier. Meine Tochter informierte mich.« Dann schimpfte er wieder auf seine Angestellten, nannte sie eine faule Bande, für die er nur löhnen mußte, nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und legte den Hut vor sich auf die leere Platte. Aus den Tiefen seiner linken Innentasche holte er eine dicke Havanna hervor, drehte sie in den Händen und schaute sie beinahe andächtig an, bevor er sie mit einem langen Zündholz in Brand steckte. Er paffte zwei Züge, nebelte sich selbst dabei ein, und seine Stimme drang aus diesem Rauch wie aus einer nebligen Gruft.
»Dan Gabor ist tot!«
Wir reagierten nicht.
»Habt ihr nicht gehört? Gabor ist tot.« Er wedelte den Rauch zur

Seite. »Das scheint dich nicht zu interessieren, Sinclair, und auch dich nicht, Suko.«

»In der Tat waren wir überrascht.«

Miller grinste. In seinem dunklen Gesicht leuchteten die Augen wie große Laternen. »Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Ich habe ihn gewarnt, er wollte nicht hören.«

»Wovor warnten Sie ihn?«

Miller zielte mit der Glutspitze auf mich. »Vor den Dunklen Kräften, wenn ihr versteht.«

»Voodoo also«, sagte Suko.

Der dicke Mann zuckte hinter seinem Schreibtisch zusammen. Beinahe wäre ihm noch die Glut abgefallen. »Seid ihr irre? Nicht so laut, verdammt! Dieses Wort darf man hier nicht aussprechen.«

»Warum nicht?«

»Komm dem Zauber nicht zu nahe, Suko. Er bringt dich um. Er macht dich fertig.«

»Aber Gabor ist ihm zu nahe gekommen.«

»Das denke ich. Pech für ihn.«

»Wie nahe kam er ihm denn?«

»Tja, das hat er mir nicht mehr sagen können – leider.«

»Aber Sie wissen, daß er tot ist«, sagte ich.

»Klar.«

»Woher?«

»Das spricht sich herum.«

»Von der Polizei…«

»Ach, hör auf. Die Polizei weiß gar nichts. Die hat damit nichts zu tun, denn die weiß nicht einmal, daß er verschwunden ist. So müßt ihr das sehen, meine Freunde.«

»Wo fand man ihn denn?«

»Im Wald. Er hing an einem Baum. Er war völlig blutleer und sah aus wie ein Igel.«

»Können Sie uns das deutlicher sagen?«

»Er war gespickt mit Nadeln. Da ist jede Fläche an seinem Körper ausgenutzt worden.«

»Was geschah mit ihm?«

Miller stand auf. Aus dem Kühlschrank holte er eine Flasche Bier, »köpfte« sie und nahm wieder Platz. »Nun, was geschah mit ihm?«

Er räusperte sich. »Ich will es euch sagen. Man hat ihn abgebunden und anschließend verscharrt.«

»Wo?«

»In unheiliger Erde. Irgendwo im Wald. Vielleicht auch bei einem der Festplätze, wo die Rituale durchgeführt werden. Wer kann das wissen?«

Ich atmete tief durch, was bei der schlechten Luft schon

Überwindung kostete. »Also gut, ihn gibt es nicht mehr. Sie aber leben noch. Wir müssen uns demnach an Sie halten.«

»Leider.«

»Wie können Sie uns helfen?«

Er trank einen langen Schluck Bier, wischte anschließend die Lippen ab und schüttelte den Kopf. »Ich kann euch beiden netten Jungs gar nicht helfen. Die Sache ist mir zu heiß, versteht ihr?« Er tippte auf seinen Schreibtisch, als wäre es eine heiße Ofenplatte, denn blitzartig zog er die Hand wieder zurück. »Wie ich schon sagte, zu heiß, meine Herren, wirklich. Ich bin zwar schon älter, aber ich hänge sehr an diesem Scheißleben.«

Suko lachte leise. »Dabei hat man uns in London gesagt, daß Sie der entsprechende Mann sind.«

»Das war ich auch.«

»Aber…«

Er nahm den Hut und wedelte sich dabei Luft zu. »Aber nicht für derartige Dinge.«

»Sie brauchen ja nicht dabei zusein.«

»Ich will dir mal etwas flüstern, Polizist. Jedes Wort, das ich sage, ist schon zuviel. Man muß hier unheimlich aufpassen, denn hier haben die Wände nicht nur Ohren, sondern auch Augen. Das kann ins Auge gehen, da fällst du auf den Arsch und stehst nicht mehr auf. Kennt ihr euch aus im Voodoo-Zauber?«

»Ein wenig schon«, gab Suko zu. »Wir haben sogar überlebt, denken Sie mal.«

»Waren auch Zombies dabei?«

»Und ob. Sie sind doch das Salz in der Voodoo-Suppe.«

Er lachte grell. »Das ist gut, das ist sogar sehr gut. Das ist einfach genial. Abgesehen davon möchte ich keine versalzene Suppe essen. Sie schmeckt mir einfach nicht.«

Ich wurde langsam sauer und sagte: »So kommen wir doch nicht weiter, verdammt noch mal.«

»Das stimmt.«

»Was ist konkret für uns drin. Wobei können Sie uns helfen, Mister Miller?«

Er lehnte sich zurück. »Ich kann Ihnen eigentlich gar nichts sagen. Ich könnte Ihnen wohl erzählen, wo Dan Gabor in der letzten Zeit gelebt hat.«

»Das ist immerhin etwas.«

»Er hatte sich ein Haus am Rand des Dschungels gemietet, nahe einer der großen Zuckerrohr-Plantagen. Nur war er dort immer ein Fremder, kein Kontakt, sie verstehen. Die haben gerochen, daß Gabor nicht zu ihnen gehörte, obwohl er farbig war.«

Ich kam auf ein anderes Thema zu sprechen. »Können Sie sich denn

ein Motiv für den Mord vorstellen?«
»Könnte ich schon.«
»Und?«
»Er ist jemandem in die Quere gekommen. Einer verdammten Voodoo-Clique, denke ich.«
»Jetzt haben Sie das Wort selbst ausgesprochen«, erklärte Suko trocken.
Miller wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht.
»Die haben etwas vor, das sehr gefährlich ist. Ich weiß es.«
»Von wem?«
»Gabor hat mal darüber gesprochen. Sie wollen das Totenritual durchführen.« Er schnappte nach Luft. »Können Sie sich vorstellen, was das bedeutet?«
»Nein, aber klären Sie uns auf.«
»Die holen die Toten aus den Gräbern. Die arbeiten mit lebenden Leichen, mit Zombies.« Bei jedem Wort, das er sprach, verdichtete sich der Schauer auf seinem Gesicht. »So – und jetzt sagt mir noch, ob ich da mitmischen soll. Ich habe Gabor und eurem Königreich so manchen Gefallen getan, doch ich gehe keinen Schritt mehr weiter, weil ich einfach das Gefühl habe, ebenfalls auf ihrer Liste zu stehen.«
»Ach ja?«
»Wirklich.« Sein Nicken nahmen wir ernst. »Ich komme einfach nicht weg.«
»Es muß doch einen Ort geben, wo dieses Totenritual, von dem Sie gesprochen haben, stattfindet«, sagte Suko.
»Ja, den gibt es.«
»Bitte…«
»Der alte Kreolenfriedhof. Er liegt neben einer verfallenen und zerstörten Kirche.«
»Jetzt brauchen Sie uns nur zu sagen, wie wir dorthin kommen«, meinte Suko.
Carlos Miller erschrak so heftig, daß er sich hastig zweimal bekreuzigte. »Ihr wollt… ihr wollt …?«
»Friedhöfe um Mitternacht und bei Vollmond haben für uns immer schon Vorrang gehabt«, erklärte Suko.
»Das ist Scheiße, das ist… da kommt ihr nicht mehr weg. Sie machen euch fertig.«
»Pardon, wer will uns fertig machen?«
»Die anderen, Sinclair.« Er hatte scharf geflüstert und schlug mit der flachen Hand auf die Stirn. »Gewöhnen Sie sich doch an, dies alles ernst zu nehmen.«
»Wenn Sie meinen…«
»Ich werde euch…« Er stieß zischend die Luft aus, bevor er verstummte, denn wie auch wir hatte er das Geräusch eines fahrenden

Autos gehört, das über den Hof rollte.
Wir saßen günstig und konnten den knallgrünen Buick sehen.
»Meine Tochter kommt zurück. Kein Wort zu ihr, habt ihr gehört? Bitte kein einziges Wort.«
»Verstanden«, sagte Suko. »Haben Sie Ihre Tochter denn nicht eingeweiht, Mister Miller?«
Er rang die Hände. »Sind Sie denn verrückt und von allen guten Geistern verlassen. Nicht Roberta. Sie ist alles, was ich habe. Ich kann mit ihr über derartige Dinge doch nicht sprechen. Ich will auch nicht, daß sie schnell stirbt. Bei euch ist mir das so gut wie egal, ihr tut euren Job, aber nicht bei Roberta.«
»Danke«, sagte ich und drehte mich um, weil ich Schritte gehört hatte. Der Eingang verdunkelte sich für einen Moment, danach ging in der stickigen Bude und auf Carlos Millers Gesicht die Sonne auf.
Der sprang von seinem Stuhl in die Höhe und eilte auf seine Tochter zu, die er in die Arme nahm, bevor er ihr zwei schmatzende Küsse auf die Wangen drückte.
»Ich habe alles erledigt«, sagte sie, als sie ihren korpulenten Vater etwas müheselig zur Seite geschoben hatte.
»Die Verträge laufen, sind so gut wie unterschrieben.«
»Das ist toll.« Er warf ihr eine Kusshand zu. »Du bist doch die Beste, meine Tochter.«
Roberta ging über das Kompliment ihres Vaters hinweg und bezog uns in ihre Frage mit ein. »Bist du mit deinen beiden Besuchern zurechtgekommen?«
»Ja, das bin ich.«
»Und worum ging es?«
Er winkte mit beiden Händen ab. »Ach, eine andere Sache. Ich möchte alte Autos aus Europa importieren. Nicht immer nur die Ami-Schlitten verkaufen, sonst sieht es bei uns bald so aus wie in Havanna.« Er lachte. »Aber wir haben genügend Benzin, und viele stehen nun mal auf die kleineren Flitzer aus Europa, wobei mir das Fabrikat eigentlich egal ist.« Er schaute uns an. »Nicht wahr, Suko?«
»So ist es.«
»Aha.« Mehr sagte Roberta Miller nicht. Es war ihr allerdings anzusehen, daß sie ihrem Vater und natürlich auch uns kein einziges Wort glaubte.
»Wir sind sowieso fertig«, sagte ich.
»Schön, schön«, erwiderte der Reifenhändler, der froh war, uns loszuwerden. »Wenn etwas ist, wo wohnen Sie?«
»Im Haiti Palace.«
»Ha, da haben Sie eine gute Wahl getroffen. Das ist noch ursprünglich. Ich beneide Sie darum.«
»Danke.«

Wir verabschiedeten uns von beiden und traten nach draußen in den Glutofen.

Wieder empfanden wir den Gestank der alten Reifen als widerlich.

Als wir den Leihwagen erreicht hatten, drehte ich mich noch einmal um. Den dicken Miller sah ich nicht. Dafür seine Tochter, die dicht hinter der Türschwelle stand und uns nachschaute.

Den Ausdruck ihrer Augen konnte ich nicht erkennen. Ich malte mir mal aus, daß er nicht eben freundlich war.

Wir stiegen ein. »Was sagst, du?« fragte Suko.

»Große Angst.«

»Und sonst?«

»Werden wir die Augen offen halten müssen, denke ich mal. Auch auf einem Kreolenfriedhof…«

Die beiden Männer waren schon abgefahren, und Roberta stand noch immer an der Tür. Sie schaute ihnen nach, obwohl sie nicht zu sehen sein konnten. Schließlich drehte sich die Frau mit einem Seufzen auf den Lippen um, nahm die Brille ab, die sie in ihrer Tasche verschwinden ließ, und schüttelte den Kopf.

»Was hast du denn?«

»Sie haben mir gar nicht gefallen, Vater.«

Carlos Miller schwieg zunächst. Er wußte, daß er jetzt vorsichtig sein mußte. Nicht, daß er seiner Tochter nicht über den Weg traute, aber Roberta hatte oft genug einen siebten Sinn, ein drittes Auge und einiges mehr. Sie merkte sehr schnell, daß etwas nicht stimmte und er hin und wieder an ihr vorbeisprach.

»Warum sagst du nichts?«

Miller hob die Schultern. »Weil ich dich nicht verstehe, Roberta. Warum haben sie dir nicht gefallen?«

Auf der Schreibtischkante fand die Frau ihren Platz. »Sie passen nicht hierher.«

»Ach.« Miller grinste. »Warum nicht? Weil es Weiße sind?«

»Das hat damit ausnahmsweise mal nichts zu tun. Sie machen mir einen gefährlichen Eindruck.«

»Ich kenne schlimmere Typen«, erwiderte Miller lachend.

»Dabei dachte ich auch nicht an gewalttätig.«

»Sondern?«

Roberta lächelte. Nur ihre Augen zeigten dieses Gefühl nicht. Kalt schaute sie schräg auf ihren Vater nieder. »Ich will es dir erklären. Sie gehören in die Kategorie Dan Gabor.«

Miller fühlte sich ertappt. Er zuckte sogar zusammen. Mit dieser Erklärung hatte seine Tochter ein verflucht heißes Eisen berührt, was ihm nicht paßte.

»Willst du mit Ihnen tatsächlich ein Geschäft machen?«

»Das steht noch nicht fest.«

»Gabor lebt nicht mehr, wie?«
Miller schwitzte stark. Er rieb seine Hände an einem Tuch ab. »Das weißt du ja.«
»Eben. Ich weiß auch wie er gestorben ist. Es war kein schöner Tod, aber er hat ihn verdient gehabt.«
Pedro schluckte. »Wie kannst du nur so etwas behaupten?«
Ihr Blick wurde eisig. »Halte dich da raus, Vater, es ist besser für dich. Gib dich mit den beiden nicht ab. Sie sind gefährlich für dich. Ihr Umgang ist…«
Miller stand auf. Sehr langsam drückte er sich in die Höhe. Roberta blieb sitzen, auch wenn es ihr schwer fiel, denn der Mann machte auf sie den Eindruck, als wollte er sie erdrücken. »Was redest du da eigentlich, Roberta? Wie kommst du dazu, so etwas zu sagen? Bist du denn wahnsinnig geworden? Was weißt du alles?«
»Ich…«, dehnte sie leicht spöttisch.
»Ja, nur du!«
»Ich weiß gar nichts. Ich habe nur Augen im Kopf.«
»Schöne Augen sogar. Die hast du von deiner Mutter geerbt. Aber die Augen sind kalt, meine Liebe. Sie haben oft kein Gefühl, das konnte ich auch oft genug sehen. Du bist meine Tochter, aber du bist mir auch entglitten. Deine letzte Warnung hat mir gereicht. Es scheint sich etwas zu tun. Du bist diejenige, die mich nicht grundlos an Gabor erinnert hat. Er ist tot, das stimmt, und ich kann dich auch nicht zwingen zu bedauern, aber er hat etwas geleistet. Gabor und ich waren keine Freunde, wir haben nur gut zusammengearbeitet, und ich hätte mir dies alles nicht so aufbauen und dir eine Existenz schaffen können. Das solltest du auch bedenken.«
»Keine Sorge, das weiß ich.«
»Ich will keine Dankbarkeit. Ich möchte nur Fairness, auch den beiden Männern gegenüber. Ich werde einmal ein Geschäft mit ihnen machen. Es wird das erste und auch das letzte sein.«
Roberta hatte dem Blick ihres Vaters standhalten können. »Hast du dir noch nie überlegt, daß es auch für dich gefährlich werden könnte?«
»Nein, das habe ich nicht.«
»Welche Geschäfte hast du denn mit Gabor gemacht?«
»Das ist vorbei!« erwiderte Miller schroff.
»Du willst darüber nicht reden?«
»Stimmt.«
»Und die gleichen Geschäfte möchtest du mit diesen Typen Sinclair und Suko machen, denke ich.«
»Kein Kommentar.«
»Das ist der Weg ins Grab, Vater! Man will nicht, daß du dich bei ihnen einsetzt.« Sie sprach rasch weiter, bevor ihr Vater reden konnte.

»Es kann für dich tödlich enden. Diese beiden Männer haben einen Fehler gemacht, weil sie hergekommen sind. Sie werden ihr Kommen noch bereuen, das kann ich dir versprechen.«

Miller schnappte nach Luft. »Was… was redest du denn da? Das hört sich an, als hättest du … als wärst du dabei gewesen und wüsstest über alles Bescheid.«

»Kann sein.«

Pedro schnaufte. Er holte tief Luft. »Verdammt, was weißt du wirklich, Roberta?«

Sie hob eine Hand und streckte den Zeigefinger aus. »Einiges, Vater, nicht sehr viel und nicht alles, was ich bedaure. Ich möchte dir aber einen Rat und eine Warnung zugleich geben. Hüte dich davor, mit ihnen Geschäfte zu machen, falls es die gleichen Geschäfte sein sollten, die du mit Gabor eingegangen bist. Bitte, hüte dich davor. Ich kann dir nur diesen einen Rat geben. Es war schon falsch, sie kommen zu lassen und…«

»Hör auf!« schrie Miller. »Wie redest du überhaupt mit deinem Vater, verdammt!«

»Ich muß so mit dir sprechen.«

Miller hämmerte mit der flachen Hand auf den Schreibtisch.

»Nein, das mußt du nicht. Ich weiß selbst, was ich zu tun habe. Hast du verstanden?«

Roberta blieb cool. Sie wirkte inmitten dieses schwülheißen Backofens wie ein Eisblock. »So leid es mir für dich tut, Vater, aber das weißt du nicht, und das hast du auch nicht gewußt. Hier ist einiges schiefgelaufen, auch wenn du es nicht bemerkst. Noch ein Rat von mir. Schick die beiden Engländer weg. Wenn sie mit der nächsten Maschine verschwinden, egal wohin, kann noch alles ins Lot gebracht werden. Bleiben Sie aber, können wir für nichts garantieren.«

»Ist das alles?«

»Reicht das nicht?«

Carlos Miller lief rot an. Er hatte sich aufgeregt. Die Adern waren unter der Haut seines Fleisches sehr deutlich zu sehen, und Roberta wußte, daß sie den Bogen bis zum Zerreißen gespannt hatte. Mit einer wiegenden Bewegung drehte sie sich um. »Ich werde jetzt gehen«, sagte sie. »Grab dir meine Worte tief ins Gedächtnis ein. Vergiß sie nicht. Ich hoffe, wir sehen uns später und unter günstigeren Umständen.« Sie wies auf das Telefon. »Deine Chance steht dort auf dem Schreibtisch. Du brauchst sie nur zu ergreifen.« Er schwieg.

Miller schnappte nach Luft. Sein Herz schlug schneller als gewöhnlich. Er wußte, daß er sich nicht aufregen sollte. Schleier erschienen vor seinen Augen, und er sah Roberta wie durch einen schwachen Nebelstreifen. Sie ging durch die offene Tür, war im Freien und verschwand dort in der Sonne.

Miller taumelte zurück, bis er seinen Schreibtischstuhl erreicht hatte. Auf ihn ließ er sich niederfallen. In seinem Kopf rumorte es.

Zahlreiche Blitze waren dort eingeschlagen und hatten ihn malträtiert. Wenn er jetzt in den Spiegel schaute, wußte er auch, wie sein Gesicht aussah. Er ließ es lieber bleiben.

Schwer fiel er auf den Stuhl und blieb zunächst keuchend hocken.

Langsam beugte er sich vor, die Ellenbogen stützte er auf die Schreibtischplatte. Als er die Handflächen gegen die Wangen preßte, da wurden sie noch nasser.

Was war nur in Roberta gefahren? So wie heute hatte er sie noch nie erlebt. Sie war eine… sie war … eine völlig andere Person geworden. Eine Fremde, nicht mehr seine Tochter.

In der Flasche befand sich noch ein Rest Bier. Tabletten steckten in der Hemdtasche. Der Mann holte die schmale Schachtel hervor. Er ließ eine kleine Kugel in seine Handfläche rollen, schluckte sie und spülte mit dem inzwischen lauwarm gewordenen Bier nach. Besser ging es ihm nicht, aber das würde sich ändern. Er mußte sich nur ruhig hinsetzen, was er auch tat. Die Beine hatte er ausgestreckt, er zwang sich zur Ruhe, nur fiel ihm das besonders schwer, denn das Gespräch mit seiner Tochter wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf.

Es war zudem etwas eingetreten, das er sich nicht hatte träumen lassen. Carlos Miller hatte Angst vor seiner eigenen Tochter! Sie war für ihn in den letzten Minuten zu einer fremden Person geworden, und in ihm hämmerte ein schrecklicher Verdacht hoch.

»Nein«, flüsterte er, »nein, das kann nicht wahr sein. Das… das will ich nicht akzeptieren.« Er trank den letzten Rest Bier, und er spürte auch, wie er ruhiger wurde. Sein Herzschlag hatte sich wieder normalisiert, nur sah er selbst aus, als würde er auseinanderlaufen. Wie Bachwasser lief der Schweiß über seinen gesamten Körper.

Selbst die Haare glänzten, als hätte er sie mit Öl eingerieben. Auch der Druck hinter der Stirn war noch nicht gewichen, er zitterte, kriegte kaum Luft, aber die Gedankengänge konnte er bereits in die richtigen Kanäle lenken.

Roberta hatte sehr gut Bescheid gewußt. Zu gut, wie er fand. Dan Gabor war gestorben, okay, das hatte sie ja gewußt, aber sie schien auch mehr über seinen Tod zu wissen. Roberta war informiert gewesen. Wenn das alles so stimmte, stellte sich zwangsläufig die Frage, durch wen sie informiert gewesen war.

Hatte sie mitgemischt?

Als er daran dachte, lief ihm ein Schauer über den Rücken. Roberta und die Mörder. Roberta und Voodoo – eine Vorstellung, über die er sich kaum im Klaren werden konnte, die er auch nicht akzeptieren wollte. Das konnte nicht sein…

Das Telefon lockte ihn. Nur den Hörer abnehmen, im Hotel anrufen

und den beiden Engländern sagen, daß sie verschwinden sollten.

Es war alles ganz einfach.

Warum tat er es dann nicht? Was hielt ihn davon ab? Warum überlegte er denn noch?

Miller wußte es selbst nicht. Vielleicht deshalb, weil er tief in seinem Innern ein Kämpfer war. Ja, er war ein Mann, der sich nicht aufgab, auch wenn es nicht so aussah. Er hatte sich bisher immer durchgeboxt und würde es auch jetzt so halten. Gabor war kein Freund gewesen, aber die beiden hatten gut zusammengearbeitet, und er war zu Miller auch immer fair gewesen, hatte nie versucht, ihn über das Ohr zu hauen. Seine Zahlungen waren pünktlich erfolgt. Miller war nicht eben ein Mensch, den man als Ehrenmann bezeichnen konnte, doch er hatte auch seinen Stolz. Krumme Geschäfte hin, krumme Geschäfte her, er mochte es nicht, wenn Menschen dabei getötet wurden. Und besonders nicht auf eine derartig schreckliche Art und Weise wie Dan Gabor.

Carlos wußte nicht, wer die beiden Männer genau waren. Er wollte es auch nicht wissen, aber er hatte erkannt, daß sie Power hatten.

Das waren keine Typen, die die Flinte so leicht ins Korn warfen, die würden sich in diesen Fall hineinstürzen. Er war es Dan Gabor einfach schuldig, daß sein Tod aufgeklärt wurde.

Obwohl niemand in der Nähe war, schüttelte er den Kopf. Er sprach sogar. »Nein, meine liebe Tochter, ich werde sie nicht anrufen. Sie sollen weitermachen, und wenn sie in das Voodoo-Nest hineinstechen, sollen sie es auch ausheben…«

Er wußte selbst, daß dies ein Wunschtraum war – aber man konnte ja nicht wissen. Hin und wieder geschehen doch Zeichen und Wunder.

Wir waren vom Hof gefahren und hatten die beiden vorderen Fenster geöffnet. Die Scheiben waren ganz nach unten gedreht worden. In diesem Fahrzeug hatten wir es einfach nicht aushalten können. Es war zu einem Backofen geworden.

Die Hitze machte uns zu schaffen. Der Schweiß strömte, alles klebte irgendwo fest, und von außen her drang die schlechte Luft in das Fahrzeug. Sie brachte den Staub mit, der auf unseren verschwitzten Gesichtern sofort kleben blieb. Jenseits des Grundstücks hielt ich das Fahrzeug an.

Suko schaute nur, stellte jedoch keine Frage. An seiner gerunzelten Stirn erkannte ich, daß er über den Stopp nachdachte. »Was geht dir nicht aus dem Sinn, Alter?«

Ich gab noch keine Antwort, sondern schaute nach vorn. Dort lief das Leben normal ab. Alte Autos fuhren über staubige Straßen. Die Sonne brannte gnadenlos auf die Häuser und Hütten nieder. Der Staub riß niemals ab, und manche Gerüche nahmen uns den Atem.

»Die Frau«, sagte ich.

»Also doch.«

»Hör auf, so meine ich das nicht. Ich habe eher das Gefühl, daß sie verdammt gut weiß, wie der Hase läuft.«

»Mit dieser Ansicht stehst du nicht allein, John.«

»Eben, das hatte ich gehofft.«

»Aber was weiß sie?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht alles. Vielleicht nur einiges, jedenfalls wohl mehr als ihr Vater.«

»Kann hinkommen. Und sollte dies zutreffen, müssen wir uns warm anziehen. Aber nicht nur wir, auch der gute Carlos Miller, denn dann hat seine Tochter möglicherweise bei Gabors Tod mitgemischt, und das wäre fatal und verdammt schlimm.«

»Stimmt genau.«

»Die Folge wäre«, fuhr ich fort, »daß auch Carlos Miller in einer nicht unerheblichen Gefahr schwebt.«

Suko wischte seine Handflächen an der Hose ab. »Da gehst du aber sehr weit vor.«

»Warum nicht?«

»Weil du voraussetzt, daß Roberta auch ihren Vater, falls es hart auf hart kommt, töten muß oder wird. Stimmt das? Liege ich da so falsch?«

»Nein, wohl nicht.«

»Eben.«

»Voodoo«, murmelte Suko. »Voodoo ist ein verdammter Teufelskreis. Ich könnte mir vorstellen, daß Roberta mitmischt, denn Voodoo ist nicht nur reine Männersache.«

»Das außerdem.«

»Was sollen wir machen? Uns an sie halten?«

»Wir fahren erst zurück zum Hotel. Da wir hier keinen Stadtplan haben, schauen wir dort nach, wo es den kreolischen Friedhof gibt. Einverstanden?«

»Immer.«

»Okay.« Ich wollte starten, und meine Finger berührten auch den Zündschlüssel, das war auch alles. Im Innenspiegel hatte ich einen Wagen entdeckt, der hinter uns ankam. Es war ein Buick, froschgrün und mit weißen Reifen.

»Warum fährst du nicht?«

»Roberta kommt.«

Suko drehte sich um. Er pfiff durch die Zähne, und sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, als er sah, daß sich Robertas Buick an unseren Wagen heranschob, ihn aber nicht passierte, sondern neben uns anhielt. Bei ihr fuhr die Scheibe automatisch nach unten. Wir sahen das Brillengestell funkeln, und hinter den Gläsern wirkten ihre Augen noch größer als normal.

»Was möchten Sie?«
Roberta lächelte eisig. »Daß Sie meinen Vater in Ruhe lassen und so schnell wie möglich aus diesem Land verschwinden. Nehmen Sie das nächstbeste Flugzeug. Fliegen Sie irgendwo hin, wo Sie nichts mehr von Haiti sehen können. Das ist mein Rat.«
»Danke dafür«, sagte ich, »aber noch gefällt es uns hier auf der Insel. Es gibt noch so viel zu entdecken.«
»Was denn?«
»Mal sehen…«
Sie schaute uns an, sagte dabei nichts. Ihr Blick versprach Bände.
Er war kalt wie Eis. Vor ihr würden wir uns in acht nehmen müssen.
Sie stand nicht auf unserer Seite.
»Eine Frage noch«, sagte ich.
»Ja…?«
»Was wußten Sie über Dan Gabor? Waren Sie gut mit ihm bekannt?«
»Ich kannte ihn«, gab sie zu.
»Auch seine Leidenschaft für Voodoo?«
»Wie bitte?«
»Voodoo…«
Roberta gab keine Antwort. Sie schien in dem Fahrzeug zu einem Eisklumpen zu werden. Auf ihrem Gesicht sahen wir eine zweite Haut, die Augen funkelten, und sie leckte einige Male über ihre Lippen. »Ihr werdet euch wundern«, sagte sie gerade so laut, daß nur wir es verstehen konnten, nicht die Neugierigen, die uns umstanden, weil sie etwas aufschnappen wollten.
»Worüber?«
Der Motor des Buick heulte zwar nicht auf. Für einen Zwölfzylinder wurde er aber doch laut, als der Wagen mit einem Kavaliersstart nach vorn preschte und mächtige Staubwolken unter seinen Reifen in die Höhe quollen.
Er schoß davon, und die Frau nahm keine Rücksicht auf die Menschen. Wir blieben noch stehen, bis sich der Staub etwas gesenkt hatte. Dann räusperte ich mich. »Es sieht so aus, als hätten wir in ihr schon eine Spur entdeckt.«
»Kann man sagen.«
»Gabor ist tot.«
»Und du meinst, diese Roberta hätte etwas mit seinem Ableben zu tun, denke ich.«
»Ja, das ist möglich. Jedenfalls schließe ich nichts aus. Zudem war ihre Warnung nicht zu überhören.«
Suko deutete nach vorn. »Fahr weiter, bevor die Menschentraube noch dichter wird.«
In der Tat schienen wir hier in der Gegend Exoten zu sein. Wir waren eingekreist worden. Die Leute standen nicht sehr dicht an unserem

Wagen, aber sie hatten sich so aufgebaut, als wollten sie uns nicht mehr durchlassen.

Keiner griff uns an, niemand sagte etwas, das Schweigen war bedrückend. Selbst die normale Geräuschkulisse war in den Hintergrund gedrängt worden.

Suko räusperte sich, bevor er einen langsamen Start vorschlug.

In diesem Augenblick hörten wir die Trommel!

Sie wurde irgendwo geschlagen, und ihr dumpfes Wummern wehte an unsere Ohren. Es stand fest, daß hier keiner saß, der einfach nur Musik machen wollte, er hatte einen anderen Grund. Es galt uns.

»Voodoo«, murmelte Suko.

Ich nickte nur.

Auch die Menschen hatten die Trommel gehört. Plötzlich waren wir nicht mehr interessant für sie. Sie drehten ihre Köpfe, schauten sich an, sie flüsterten miteinander, die Ängstlichen unter ihnen bekreuzigten sich und liefen weg.

Andere blieben noch stehen, mit einer Gänsehaut, während der Trommler weiterhin den finsteren Rhythmus schlug.

»Das gilt uns«, murmelte Suko. »Es ist schon interessant, daß die Trommel so direkt nach dem Verschwinden unserer Freundin Roberta Miller geschlagen wurde. Was sagt dir das?«

»Noch nicht viel.«

»Tatsächlich nicht?«

»Denkst du dabei an unser Todesurteil?«

Suko hob die Schultern. »Wir sollten zumindest davon ausgehen, daß wir uns verdächtig gemacht haben.«

»Dann wissen wir wenigstens Bescheid.«

Ich ließ die Fenster offen, als ich startete. Der Wagen rollte langsam an. Wir hatten jetzt freie Bahn, niemand stand uns noch im Weg. Aber jeder schien zu wissen, daß uns beiden die Nachricht galt. Deshalb behandelte man uns wie Aussätzige.

Die Straße war frei.

Wieder kroch der Staub hoch, und ich hatte das Gefühl, als würden aus den Wolken finstere Fratzen in unseren Camaro schauen.

Die Voodoo-Götter waren erzürnt…

***

Als sich Carlos Miller wieder etwas gefangen hatte und auch nicht mehr so stark schwitzte, verließ er sein Büro und schloß die Tür ab.

Dann ging er quer über den Hof auf seine drei Arbeiter zu, die noch immer alte Reifen aufschichteten. Die Männer sahen ihren Chef kommen und hielten mit der Arbeit ein.

Miller baute sich vor ihnen auf. »Ihr könnt für heute nach Hause gehen«, sagte er.

Das erstaunte die Leute. »Wieso denn? Wir müssen mit der Pyramide fertig werden.«
»Macht morgen weiter.«
»Und unseren Lohn für die ausgefallenen Stunden?«
»Den kriegt ihr schon.«
Das ließen sich die Männer nicht zweimal sagen. Sie nickten ihrem Chef zu, und der wiederum wunderte sich, wie schnell sich seine Laute bewegen konnten. In sehr kurzer Zeit hatten sie den Hof verlassen. Carlos Miller blieb allein zurück.
Er fühlte sich ausgelaugt. Es lag nicht nur am Wetter, nein, es war das Schicksal, das sich in der letzten Zeit so stark verändert hatte.
Seit Gabors Tod fühlte er sich wie in einem Gefängnis, das nicht aus Gitterstäben bestand, sondern aus kalten Totenarmen, deren Hände ihn überall berührten. Mitten auf dem Hof stehend schaute er sich um, aber es war niemand da, der ihn beobachtet hätte.
Er ging zu seinem Wagen. Die Schuhe schleiften über den Boden, so wirbelte auch er den Staub auf, der ihn begleitete wie eine geisterhafte Erscheinung.
Miller schloß die Wagentür auf und ließ sich in das durchgesessene Polster fallen. Er stöhnte dabei auf. Es war zu heiß, das Lenkrad und die gesamte Innenverkleidung schienen unter seinen Händen wegzuschmelzen, als er die Dinge berührte.
Er schaute in den Innenspiegel, wo sich sein Gesicht abzeichnete.
Miller erschrak über sich selbst. Seine Haut sah aus, als hätte sie jemand mit grauer Asche gepudert. Die Augen hatten ebenfalls ihren Glanz verloren, sie wirkten stumpf, ohne Energie.
Ob die alte Kraft jemals wieder zurückkehren würde, war die große Frage. Dieser Tag hier hatte nicht eben zu seinen glücklichen gezählt. Hier war einfach zuviel geschehen, in seine Welt war eine andere brutal eingebrochen und hatte den gesamten Ablauf zerstört.
Es schüttelte ihn, als er daran dachte. Er wollte auch nicht mehr daran erinnert werden. Er hatte den beiden Engländern noch geholfen, aber einen weiteren Kontakt würde er zu ihnen nicht pflegen.
Das konnte für ihn tödlich enden. Er hatte sich sowieso schon zu weit vorgewagt. Seinem Geschmack nach stand er nur eine Fußlänge vom Rand des Grabes entfernt, und das war schon schlimm genug.
Miller schlug die Tür zu.
Weg aus diesem Sumpf. Er wollte in sein Haus, er mußte sich unter die Dusche stellen, all den Schmutz abspülen, und er hoffte noch auf einen Kontakt mit seiner Tochter, die ihm so fremd geworden war. Sie war einen völlig anderen Weg gegangen, den er nicht akzeptieren wollte. Das war kein normales Entfremden zwischen Vater und Tochter, dahinter mußte etwas anderes stecken, etwas Gefährliches und Tödliches…

Voodoo…

Allein der Gedanke daran trieb ihm die Kälte auf den Rücken.

Voodoo war ein sehr gefährlicher Zauber, da wurden Tote zum Leben erweckt. Sie stiegen aus den Gräbern, sie würden sich auf die Lebenden stürzen und sie zerreißen.

Gabor hatte die Warnungen missachtet. Es war sein Fehler gewesen. Jetzt war er tot, und man hatte ihm sogar das Herz aus dem Leib gerissen. Das hatte Miller den beiden Engländern verschwiegen.

Er mußte stark auf den Verkehr achten, während ihm diese Gedanken durch den Kopf schossen. Der alte Diesel tuckerte und klopfte. Miller gehörte noch ein Zweitwagen, ein kleiner BMW, aber den fuhr er nur an besonderen Tagen. In die Slums – seine Firma lag nun mal in einem dieser Viertel, hätte er sich mit diesem Fahrzeug nicht zeigen können.

Sehr bald veränderte sich die Gegend. Die Zwei-Klassen-Gesellschaft zeigte auch zwei Gesichter. Die Straßen wurden breiter, weniger Schmutz umhüllte den Benz, in den Gärten blühten Blumen. Die Häuser sahen weiß und sauber aus. Viele Villen standen hier versteckt auf großen Grundstücken und von der Straße oft nicht zu sehen. Kleine Stichstraßen führten zu den einzelnen Häusern und Grundstücken hin, und in eine dieser Straßen bog der Mann ab.

Der Weg führte leicht bergauf. Blühende Kletterpflanzen schmückten die Fassaden. Insekten fanden hier eine Traumwelt. Die Luft war viel klarer, der Himmel strahlte in einem herrlichen Blau und wetteiferten mit der Farbe des Poolwassers. Wer hier lebte, kam ohne Pool nicht aus. Die meisten lagen offen in den Gärten, aber viele Hausbesitzer besaßen auch Hallenschwimmbecken.

Miller fuhr die Straße durch. Kein Mensch hatte sich blicken lassen. An seinem Ende stand sein Haus, und er war froh, daß er nicht direkt im Blickfeld wohnte, denn so brauchte er seinen Garten nicht übertrieben zu pflegen.

Er war klein, aber dicht. Schon ein kleiner Dschungel, der dem Haus stets einen Schatten gab.

Miller fuhr durch das offenstehende Gittertor auf das Grundstück.

Der Kiesweg schimmerte wie ein graues Band aus Perlen. Hin und wieder schauten grüne Grashalme hervor, die eigentlich hätten entfernt werden müssen. Ihn kümmerte das nicht.

Das Knirschen unter den Reifen hörte auf, als er seinen Benz stoppte. Die Luft zischte aus seinem Mund hervor, als dränge sie durch ein halbgeschlossenes Ventil.

Sehr langsam, beinahe schon qualvoll öffnete er die Tür und wuchtete sich hinaus. Zwar schien auch hier die Sonne, aber die Hitze war nicht so stark. Hohe Laubbäume filterten einen Großteil des Lichts. Helle Flecken malten sich auf dem satten Rasen ab, der mit

allerlei Unkraut bewachsen war. Vögel tobten zwitschernd durch das Geäst.

Miller passierte die Garage, in der sein heller BMW stand, und ging an der berankten Hauswand des Bungalows entlang.

Er schloß die Tür auf und betrat das Haus.

Es war angenehm kühl. Die Klimaanlage summte, und über seinen Körper floss sogar ein Schauer. Es war ein wenig gespenstisch, deshalb schaltete Miller sofort die Stereoanlage ein. Er brauchte jetzt Leben, Musik, und war sogar froh, als er die Stimme des Sängers Iglesias hörte, der in seinem Lied mal wieder die Frauen schmachtend anbetete.

Vom Wohnraum waren auch die anderen Zimmer zu erreichen.

Durch einen schmalen Flur ging er zum Bad. Es war großzügig geschnitten. Eine weitere Tür führte in das Schlafzimmer, wo sich Miller auszog.

Er warf die schmutzige Wäsche in einen Korb und ging nackt zurück in das Bad.

Zum erstenmal seit langer Zeit glitt ein Lächeln über sein Gesicht, als er die Dusche sah. Sie kam ihm vor wie die Erlösung. Er stellte sie an, ließ warmes Wasser über seinen Körper brausen, wusch sich mit dem etwas nach Zitrone riechenden Duschgel und schaute anschließend zu, wie der Schaum im Abfluss verschwand. Eine kurze kalte Dusche folgte.

Nach dem Abtrocknen rieb er seinen Körper mit einer Creme ein und entschied sich für lockere Kleidung. Aus dem Schrank holte er eine dünne Leinenhose und ein schwarzes Hemd, das ebenfalls leicht und luftig war.

Er band sich noch einen Gürtel um, schloß ihn aber nicht, denn plötzlich hörte er das Trommeln.

Keine Musik mehr, die bisher leise an seine Ohren gedrungen war, dafür dieses dumpfe Geräusch, das jeder Inselbewohner ziemlich gut kannte.

Voodoo…

Er schluckte.

Die Trommeln waren das Zeichen. Noch leise geschlagen, ließen sie nur ahnen, was folgen würde.

Miller überkam das Zittern. Er wußte nicht, woher die Geräusche kamen. Sie hörten sich an, als wären sie in seiner Wohnung aufgeklungen. Oder doch von draußen?

Obwohl er sich fürchtete, wollte er doch Gewißheit haben und bewegte sich langsam auf die Tür zu. Im Flur ging er auf Zehenspitzen. Dabei bewegte er nickend den Kopf, denn nun hatte er Gewißheit, daß die leisen Trommelgeräusche nicht von draußen klangen, sondern den Ursprung in seinem Haus hatten.

Pedro Miller wurde der Hals eng, und er traute sich kaum, die nächsten Schritte zu gehen. Die Luft war längst nicht mehr so kühl für ihn. Sie umgab ihn jetzt wie ein feuchter Schwamm und machte seine Kleidung schwer.

Er wartete…

Das Trommeln blieb.

Dumpfe Luft wehte durch das Haus. Ein Geruch, der ihm fremd war. Es roch nach kalter Asche und verbranntem Fleisch. Jemand mußte ein Räucherstäbchen angezündet haben.

Wer war da eingedrungen? Roberta? Sie besaß einen Schlüssel.

Zudem hatte er ziemlich lange in der Dusche gestanden, sie hätte also Zeit genug gehabt.

Miller überwand sich. Er ging die letzten Meter bis zu seinem Ziel, stand auf der Schwelle zum Wohnzimmer und starrte auf die Szene, die sich seinen Augen bot.

Sie war nicht zu begreifen, aber sie peitschte die Angst wie eine Sturmflut in ihm hoch…

***

Wir hatten das Hotel erreicht, unser Gepäck war bereits auf die beiden Zimmer verteilt worden, und wir saßen in der Halle zusammen, denn beide lechzten wir nach einem kühlen Drink.

Ein Ober in weißer Livree brachte uns Zitronenwasser. Er baute Krug und Gläser vor uns auf, zog sich zurück und ließ uns allein.

Wir hatten uns einen günstigen Platz ausgesucht, saßen im Schatten eines bepflanzten Rondells, genossen die Kühle und lauschten dem Plätschern der Springbrunnen, die sich ebenfalls in der Halle verteilten. Hier waren wir ungestört, konnten den Eingang im Auge behalten, während wir nur schwerlich zu sehen waren.

Das Wasser tat gut, und wir genossen nach dem ersten Schluck für kurze Zeit das angenehme Gefühl der Entspannung, bis Suko den Stadtplan auf dem Tisch ausbreitete.

»So, dann wollen wir mal.«

Es ging uns um den alten Kreolen-Friedhof. Daß wir ihn nicht hier im Zentrum der Hauptstadt fanden, lag auf der Hand, und wir schauten unter der Rubrik Friedhöfe nach. Er lag am westlichen Stadtrand, schon in einer Gegend, die man als waldreich ansehen mußte. In diesem Fall hieß es, daß der Dschungel bis dicht an den Friedhof heranwuchs.

»Was sagst du?« fragte ich Suko.

Der hob die Schultern. »Sieht nicht gut aus.«

»Wieso?«

»Die Gegend.«

»Stimmt. Ein idealer Platz, um die alten Riten zu zelebrieren. Wer

weiß, wer in diesen Gräbern alles liegt.«

»Rechne nicht damit, daß du auf Leichen triffst, die noch nicht vermodert sind.«

»Wieso?«

»Das ist alles alt.« Suko zögerte. »Moment mal«, sagte er dann und fuhr mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle zu, die dicht am Friedhof lag. »Was ist das denn?«

»Ein Gebäude.«

»Seh ich auch, aber was noch?«

»Da ist ein kleines Kreuz eingezeichnet. Demnach muß es eine Kirche sein.«

Suko zog ein zweifelndes Gesicht. »Neben einem entweihten Friedhof, John? Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Moment.« Ich drehte den Plan herum, wo die Rubriken mit den Erklärungen standen. Sehr schnell hatte ich das Ziel gefunden. Es war eine Kirche, allerdings eine, in der keine Messe mehr gefeiert wurde. Auf dem Plan war sie als Ruine eingezeichnet.

»Ja, das paßt«, meinte Suko.

»Denke ich auch.« Mit dem Kugelschreiber zeichnete ich den Weg ein, den wir zu fahren hatten. Wenn sich Miller nicht geirrt hatte, würden wir auf dem Friedhof das Ritual erleben können. Ich empfand es als günstig, daß neben dem Friedhof die Kirche lag, denn sie bot uns sicherlich auch ein Versteck.

Ich war fertig, schaute mir den Weg noch einmal an und faltete den Plan zusammen. Als ich ihn eingesteckt hatte, fiel mir Sukos Haltung auf. Sie war ziemlich steif, und er blickte dabei auch in eine bestimmte Richtung. »Hast du was?«

»Nicht mehr.«

»Was war denn?«

Er winkte ab. »Zwei Frauen haben die Halle betreten. Sie sahen gut aus.«

»Stimmt, die Mädchen und…«

»So meine ich das nicht. Sie sahen gut aus, und sie benahmen sich etwas seltsam.«

»Wie denn?«

»Nun ja, sie schauten sich um, als hätten sie das Hotel zum erstenmal betreten.«

»Das soll vorkommen.«

»Auch richtig. Dann aber entdeckten sie uns, und ihre kalten Blicke haben mich gestört. Es sah so aus, als hätten sie es auf uns abgesehen, denke ich.«

»Schon wieder Frauen.«

»Ist doch möglich, daß es da eine Clique gibt, die bereits über uns Bescheid weiß.«

Ich zog mit dem Zeigefinger meine Unterlippe nach unten. »Ich kenne dich, Suko. Damit willst du doch etwas Bestimmtes andeuten.«

»Kann schon sein.«

»Rede endlich!«

Suko drehte sich auf seinem Stuhl um, ohne die Neuankömmlinge zu entdecken. »Diese Frauen könnten zu einer Person gehören, die uns vor kurzem gewarnt hat. Roberta Miller will mir nicht aus dem Kopf. Ich halte sie für brandgefährlich. Die treibt ein Spiel, dessen Regeln wir bisher nicht kennen.«

Ich schaute ihn an. »Jetzt mal ganz langsam. Hältst du sie für eine Anführerin?«

»Könnte zutreffen.«

»Und wo sind die Beweise?«

Er zog die Lippen breit. »Die habe ich leider nicht, John, aber ich denke, daß wir sie bekommen werden. Wenn Carlos Miller über den alten Friedhof informiert ist, dann ist es seine reizende Tochter sicherlich auch.«

»Da könntest du recht haben.«

»Nun brauchst du nur eins und eins zu addieren.«

Das tat ich auch und überlegte dabei. Ich kam zu einem Entschluß.

Als ich ihn aussprach, war mir selbst nicht wohl dabei. »Du meinst, daß wir es mit einem Frauenclub zu tun bekommen.«

Suko lachte. »Frauenclub ist gut. Das ist schon eine verdammte Voodoo-Clique. Sie besteht aus Frauen und wird auch von Frauen geleitet. Roberta hatte uns Paroli geboten. Woher nahm sie diese Sicherheit? Kannst du mir das sagen?«

»Nein.«

»Eben. Da bleibt nur die Möglichkeit, das sie daran drehen, und Roberta Miller mit dabei ist.«

»Okay, gehen wir davon aus.« Ich stützte meine Hände auf die Lehnen und stand auf.

Da sah ich das Gesicht.

Zwar vor mir, trotzdem halb verdeckt, denn es schimmerte hinter den Gewächsen. Es war nicht so bunt wie die Blüten, deshalb fiel es mir auch auf. Ebenfalls die beiden Augen, und auch noch so etwas wie ein Loch oder eine Mündung.

»Vorsicht!« schrie ich Suko zu und warf mich zu Boden.

Noch in derselben Sekunde wischte aus der Mündung des Blasrohrs ein Pfeil…

***

Miller konnte es noch immer nicht begreifen. Die beiden Frauen saßen da, als würde ihnen das Haus gehören. Sie taten nichts, doch ihre Haltung zeigte eine Sicherheit, die den eigentlichen Hausbesitzer

schon erschreckte.
Sie saßen auf seiner bunten Couch. Vor ihnen auf dem Boden stand eine Trommel, und beide Frauen schlugen abwechselnd mit den flachen Händen auf die Bespannung.
Sie sorgten für dieses leise Wummern, die tödliche Musik des Voodoo, und sie schauten ihn mit Augen an, in denen er keine Gnade las.
Beide trugen sie bunte Kleider, die ziemlich weit geschnitten waren, und beide hatten die Gesichter verändert. Waren es Masken, bleiche Totenmasken?
Nein, keine Masken, sondern Schminke, die sie aufgetragen hatten. So grell und weiß, daß sie wie Kalk schimmerte und nur Farbe für Lippen und Augen Platz ließ.
Das Trommeln verstummte.
Beide Frauen legten ihre Hände regelrecht auf den Oberschenkeln ab. Eine Sekunde später standen sie auf.
Wie Marionetten bewegten sie sich. Sie blinzelten nicht einmal, auch ihre Lippen zuckten nicht, und in den Augen las der Mann einen Glanz, als würden die beiden Frauen unter Drogen stehen.
Er bekam es mit der Angst zu tun.
Obwohl sie ihn noch nicht angegriffen hatten, spürte er die Gefahr recht, deutlich, die von ihnen ausging. Es war wie ein tödlicher Hauch, der ihm sein Herz zusammen preßte. Er ahnte, daß er auf eine gefährliche Bahn geraten war und überlegte nun verzweifelt, wie er sie verlassen konnte.
Er schaute sich um.
Die eigene Wohnung kam ihm fremd vor. Es konnte auch sein, daß er sich wegen seiner Angst nicht mehr zurechtfand, das störte die Frauen nicht. Sie näherten sich ihm von zwei Seiten und hatten bereits eine Zange gebildet.
»Verdammt!« brachte er keuchend hervor. »Was… was wollt ihr eigentlich von mir?«
»Du bist ein Verräter?«
»Was soll ich sein?«
»Du hast ein falsches Spiel getrieben. Dir hätte Gabors Tod eine Warnung sein sollen.«
»Nein, ich…«
»Wir werden dir dein Herz nehmen…«
Miller brach fast zusammen. Nur mühsam hielt er sich auf den Beinen, schüttelte den Kopf, faßte sich ein Herz und drehte sich nach rechts. Er wollte etwas tun, zumindest eines der beiden Weiber packen, doch er ließ es bleiben.
Er sah das Messer!
Woher die Frau es geholt hatte, wußte Miller nicht. Jedenfalls hielt

sie die Klinge so hoch, daß er sich darin spiegeln konnte. Sein Gesicht war zu sehen, ein schwacher Abdruck, aber auch die Angst in seinen Augen. Sie erinnerte ihn an einen flackernden Spiegel, was an ihm persönlich lag und nicht an der Klinge, denn sie stand nach wie vor starr. Die Hand der Frau zitterte nicht.

Der Weg war ihm versperrt.

Und der andere?

Miller drehte sich.

Auch die zweite hielt ein Messer in der Hand. Beide waren sicherlich keine Zwillinge, doch durch die bleiche Schminke sahen sie eben wie Geschwister aus.

Plötzlich war ihm klar, daß seine Chancen auf den Nullpunkt gesunken waren. Aus seinem eigenen Haus kam er nicht raus. Er merkte, wie sich die Haut auf seinem Rücken zusammenzog, wie die Brust eingeklemmt wurde und sein Herz nicht mehr normal schlug, sondern immer wieder seinen Rhythmus veränderte. Das jedenfalls glaubte er, und Miller spürte bei jedem Schlag auch die Schmerzen wie leichte Stiche.

Er kämpfte dagegen an, ohne jedoch einen Erfolg zu erreichen.

Sein Kopf steckte voller Gedanken, gleichzeitig drückte sich die Angst immer höher und raubte ihm die Stimme.

Zwei Frauen, zwei Messer…

An einer Klinge schimmerte sogar noch Blut. Trotz seiner prekären Lage kam ihm ein schrecklicher Gedanke. Unter Umständen war gerade mit der Klinge Dan Gabor getötet worden.

Die nächsten Worte rang er sich ab. Sie drangen stockend über seine Lippen, und er hörte sich an, als würde ein Fremder sprechen.

»Was… was habe ich euch denn getan?«

»Uns nichts.«

»Dann…«

»Aber der Sache«, hörte er die Stimme in seinem Rücken.

Er wirbelte wieder herum. Plötzlich konnte er sich schnell bewegen, aber auch die Klinge war schnell. Sie huschte wie ein schräger Spiegel heran und erwischte ihn.

Plötzlich tropfte das Blut aus der schrägen Halswunde. Sie zeigte einen fingerlangen Einschnitt. Der Schmerz drang erst nach wenigen Sekunden in das Bewusstsein des Mannes. Miller stand bewegungslos. Er dachte noch daran, wie kühl Blut doch eigentlich sein konnte, da erwischte ihn die zweite Frau mit einem Schnitt.

An der anderen Seite des Halses öffnete sich die Haut.

Miller schwankte. Er sah aus wie eine große schwarze Puppe. Es schüttelte ihn durch, seine Adern waren mit einer eisigen Kälte gefüllt, gleichzeitig trieb die Hitze Schwaden in ihm hoch. Plötzlich verwischten auch die Bilder vor seinen Augen. Die Wohnung wurde

wie von dichten Nebelschleiern umweht.
Er kam nicht mehr von der Stelle. Seine Beine waren schwer geworden. Den Gedanken an Flucht hatte er längst aus seinem Hirn vertrieben. Wiederum suchte er verzweifelt nach Worten, damit er die Frauen davon überzeugen konnte, ihn in Ruhe zu lassen.
Es war nicht zu schaffen.
Der Druck preßte ihn zusammen. Hinter der Stirn tuckerte es, aus den beiden Halswunden rann noch immer das Blut. Die Enden der Streifen liefen in sein Hemd und saugten es voll.
Die Beine gaben nach.
Zuerst spürte er es in den Knien. Er konnte sich nicht mehr halten.
Der Körper war einfach zu schwer geworden, wirkte wie ein mit Blei gefüllter Sack, aus dem allmählich nur das Gewicht entlassen wurde.
Immer tiefer sackte er in die Knie. Und er beugte dabei auch seinen Kopf nach vorn.
Das Kinn berührte die Brust. Der Hals brannte, und mit beiden Kniescheiben schlug er auf. Der schmale Tisch verhinderte seinen Fall auf den Boden. So prallte er mit dem Oberkörper auf die grüne Marmorplatte und blieb dort liegen.
Er wünschte sich plötzlich, tot zu sein. Nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören, auch nichts mehr zu fühlen. Einfach nur wegtreten, raus aus dieser verfluchten Welt und hineinzugleiten in das Reich der Toten, wo alles so anders war und es keine Sorgen mehr gab.
Er jammerte.
Der Mund stand offen.
Speichel tropfte daraus hervor und klatschte auf den Tisch. Er stierte auf die nassen Flecken, dann sah er die roten Punkte, die neben dem Speichel zerplatzten, und er wußte sofort, daß es sein eigenes Blut war, das sich einen anderen Weg gebahnt hatte.
Zwei Hände legten sich auf seine Schultern. Finger krümmten sich und griffen zu.
Für einen Augenblick sah der massige Körper noch aus, als könnte er sich auf den Knien halten. Dann fiel Carlos Miller auf den Rücken.
Durch den Tränenschleier starrte er in die Höhe.
Beide Frauen standen über ihm. In den maskenhaften Gesichtern rührte sich nichts.
Nur die Messer funkelten.
Sie senkten sich synchron. Miller konnte nur auf die Klingen schauen, etwas anderes sah er nicht.
»Ein letzter Gruß von deiner Tochter!« wurde ihm zugeflüstert.
Er hörte die Worte, sie rissen ihn noch einmal aus seiner Lethargie, und er wollte sich aufbäumen.
Das gelang nicht mehr.
Ein Fuß trat ihn zurück.

Er schrie. Zweimal hatten die beiden Frauen zugestoßen. Sie richteten sich wieder auf, schauten sich an, und ihr Nicken bewies, wie zufrieden sie mit ihrer »Arbeit« waren.

Die jedoch war noch nicht beendet.

Sie hatten etwas versprochen.

Und dieses Versprechen hielten sie ein…

***

Der Pfeil sah aus wie ein straff gespanntes Band, als er aus der Lücke zischte.

Er hätte mich in der Brust getroffen, so aber drang er nur in die Lehne des Sessels, wo er auch stecken blieb. Ob seine Spitze mit Gift getränkt war, wußte ich nicht. Ich ging zunächst davon aus, rollte mich weiter und bemerkte aus dem Augenwinkel, daß auch Suko in Deckung gegangen war.

Noch lag ich, lauerte auf einen zweiten Angriff, hörte dann die lauten Stimmen vom Eingang her und warf einen Blick dorthin.

Neue Gäste waren eingetroffen, mit der Ruhe war es dahin, mit der Gefahr vorläufig auch. Ich stand auf und verließ mit schnellen Schritten die Nähe der Sitzgruppe. Suko war mir gefolgt. Er hatte sogar noch die Nerven gehabt, den Stadtplan mitzunehmen.

Zwischen Rezeption und der Sitzgruppe war ich stehen geblieben und schaute mich um.

Es war keiner zu entdecken, der es auf uns abgesehen hätte. Die sich in der Halle befindlichen Menschen verhielten sich völlig normal. Niemand zeigte für uns ein besonderes Interesse.

Suko hob die Schultern, als er mich anschaute. »Du bist nicht erwischt worden.«

»Nein, nicht einmal geritzt!«

»Glaubst du an einen vergifteten Pfeil?«

»Ich weiß nicht. Moment, warte hier.« Ich ging zu meinem ehemaligen Sitzplatz und zerrte den Pfeil aus der Lehne. Er war dünn, doch sehr stabil.

Ich nahm die Spitze in Augenschein. Sie erinnerte mich an die einer Nadel, doch von einer giftigen Flüssigkeit konnte ich nichts erkennen. Falls sie damit getränkt worden war, steckte die jetzt im Rücken des Sessels.

Suko besah sich den Gegenstand ebenfalls genauer. »Der hätte dich schon ins Jenseits befördern können«, meinte er.

»Klar, und ich sah das Frauengesicht hinter den Blüten.«

»Unbekannt?«

»Mir schon!«

Suko lächelte kantig. »Dann gehst du davon aus, daß ich mit meiner Vermutung doch recht hatte. Man hat es auf uns abgesehen und die

beiden Mörderinnen ins Hotel geschickt.«
»Sicher. Wir haben uns zu weit vorgewagt.« Ich betrachtete den blanken Marmorboden. »Aber wer hat das getan? Meinst du wirklich, daß Millers Tochter dahintersteckt?«
»Dabei bleibe ich.«
»Dann könnten wir sie auch für Dan Gabors Tod verantwortlich machen.«
»Stimmt. Aber darüber haben wir schon geredet, John. Ich frage mich nur, was alles dahintersteckt. Wir haben ja einige Voodoo-Fälle gelöst. In diesem aber spielen nur Frauen die Hauptrolle. Ich will nicht von einer Emanzipationswelle der Voodoo-Frauen sprechen, aber seltsam ist es schon.«
»Du hast recht.«
»Warum nur Frauen?«
Ja, warum? Suko hätte mir diese Frage nicht stellen sollen, die Antwort kannte ich selbst nicht. Bislang deutete tatsächlich alles darauf hin, daß wir es mit Frauen zu tun hatten, und Roberta Miller spielte dabei eine sehr wichtige Rolle, auch wenn sie es nicht direkt zugegeben hatte. Sie konnte durchaus die Person sein, die alle anderen Mitglieder an der langen Leine laufen ließ.
Suko hatte über dasselbe Problem nachgedacht wie ich. »Wir werden die Miller bestimmt auf dem Friedhof treffen«, sagte er. »Und die anderen ebenfalls.«
»Okay, fahren wir hin.« Ich warf noch einen Rundblick durch die Halle und sah auch das helle Licht hinter dem Eingang, das die Sonne auf die Erde streute.
Mir war es noch zu hell. Aus Erfahrung wußte ich, daß die alten Voodoo-Rituale nur bei Dunkelheit durchgeführt wurden, zumeist gegen Mitternacht und natürlich bei Vollmond.
Wir hatten Vollmond, mußten allerdings noch ein paar Stunden warten.
Die Halle hatte sich mittlerweile geleert. Unsere Aktion war nicht aufgefallen. Suko wandte sich an einen der drei Portiers. Ich hörte, wie er die beiden Frauen beschrieb und von dem Mann mit dem glatten Haar wissen wollte, ob sie ihm aufgefallen waren.
Der Portier schüttelte den Kopf.
»Haben Sie die beiden überhaupt bemerkt?«
»Nein, Sir.«
»Aber ich«, sagte sein Kollege.
Suko ging einen Schritt zur Seite. »Tatsächlich?«
Der Mann kam nickend zur Rezeption. »Ja, ich habe sie gesehen.«
»Und?«
»Sie wohnen nicht hier?«
»Kannten Sie die Frauen?«

»Nein, deshalb habe ich auch nicht weiter auf sie geachtet.«

»Sie wissen also nicht, ob sie das Hotel mittlerweile verlassen haben?«

»Das ist mir unbekannt.«

»Jedenfalls danke ich Ihnen für die Auskünfte.«

»Bitte sehr, Sir.«

Suko drehte sich wieder um, sah mich und hob die Schultern.

»Hast du es gehört?«

»Ja.«

»Kommen, schießen, verschwinden. Drei verflucht gefährliche Tätigkeiten. Egal, wir werden sie finden.«

»Alles auf dem Friedhof.«

»Sicher. Bevor ich hinfahre, möchte ich mich frisch machen.«

Da hatte er mir aus dem Herzen gesprochen. Wir wohnten im fünften Stock. Von unserem Zimmer aus konnten wir in den herrlichen Hotelgarten schauen. Es waren großzügige Räume, sehr luftig und mit leichten Möbeln eingerichtet.

Als wir den Fahrstuhl verließen, sahen wir den Schatten einer Frau in unserer Nähe. Ich machte einen Schritt auf die Person zu, griff dabei nach der Beretta und hörte einen spitzen Schrei, denn die Frau – ein Zimmermädchen – hatte sich erschreckt.

»Pardon, tut mir leid. Ich wollte nicht…«

»Schon gut, schon gut.« Sie ging hastig wieder weg, als hätte sie ein schlechtes Gewissen.

»Reagiert so eine Hotelangestellte, wenn sie einem Gast begegnet?« fragte Suko.

»Wohl kaum.«

»Da kann etwas faul sein«, sagte mein Freund. »Nicht daß ich Angst davor hätte, mein Zimmer allein zu betreten, aber du könntest mit mir kommen.«

»Das hätte ich sowieso getan.«

Suko hielt den Schlüssel bereits in der Hand. Er schloß die Tür auf, drückte sie nach innen, ohne allerdings den Raum zu betreten. Wir warfen zunächst einen Blick hinein.

Nichts deutete darauf hin, daß er von einer fremden Person betreten worden war. Hinter dem großen Fenster lag ein ebenfalls breiter Balkon. Die zum Fenster gehörige Tür war nicht ganz geschlossen.

Der warme Wind wehte in den Raum und zerwühlte die leichten, bunt bedruckten Vorhänge.

Wir nickten uns zu und traten endgültig über die Schwelle. Sicherheitshalber mit gezogenen Waffen.

Suko ging nach links, ich zur anderen Seite hin. Dieses Zimmer war anders eingerichtet als die üblichen Hotelräume. Es bestach nicht nur durch seine Großzügigkeit, auch das Bad war vom Zimmer aus direkt

zu erreichen, nicht durch einen Flur.

Suko öffnete die Tür.

Als ich sein Pfeifen hörte, wußte ich, daß ihm etwas aufgefallen war. Ich sah sein Winken, ging schneller und folgte Sukos ausgestreckter Hand mit meinen Blicken.

Er deutete auf das großzügige Waschbecken. Und dort genau saß die Puppe. Sie lehnte mit dem Rücken an der Wand, die Arme hingen zu beiden Seiten herab, die angedeuteten Hände berührten den Boden, die Beine glichen Stümpfen.

Suko und ich traten bis dicht an den Rand des Waschbeckens heran, um die Puppe genauer betrachten zu können. Sie war sehr primitiv gefertigt worden, aber wir erkannten an den dunklen Farbstrichen im Gesicht, wen sie darstellte.

Es war oder es sollte Suko sein!

Es kam noch etwas hinzu.

Nadeln mit bunten Federn steckten im Körper der Puppe. Das wiederum war ein untrügliches Zeichen dafür, daß wir es mit Voodoo zu tun hatten. Der unheimliche Zauber hatte uns nicht nur eingeholt, er war auch gegen uns gerichtet.

Mein Freund hob die Puppe aus dem Waschbecken. Er schaute sie genau an, reichte sie mir weiter und meinte: »Schau dir mal die Herzgegend genauer an. Fällt dir was auf?«

Nicht sofort. Erst beim zweiten Hinsehen erkannte ich das kleine Loch, das in das Holz hineingebohrt worden war. Es befand sich an der linken, der Herzseite der Brust.

Ich legte die Puppe wieder an ihren Platz zurück. »Sie haben uns voll im Visier.«

»Zumindest mich.«

»Abwarten.« Sehr schnell hatte ich Sukos Zimmer verlassen. Mein Zimmer lag direkt neben dem seinen. Ich schloß die Tür auf, war diesmal nicht ganz so vorsichtig und ging direkt ins Bad.

Auch mich hatte man mit einer Puppe beglückt, und ich wußte sofort, daß ich damit gemeint war. Mein Körper war ebenfalls mit kleinen Pfeilen gespickt, wobei sich in Herzhöhe wieder das kleine Loch zeigte.

Mittlerweile war auch Suko gekommen. »Dann bin ich es eben nicht allein.« sagte er.

»Wie schön für dich.« Ich warf die Puppe in einen Abfallkorb, ging in den Wohnraum und setzte mich auf das Bett. »Weißt du, worüber ich nachdenke? Ich denke darüber nach, ob es dieser Roberta Miller gelungen ist, etwas Persönliches von uns mitzunehmen. Einige Haare oder ein… meine Güte, was weiß ich!«

Suko hob die Schultern. »Sorry, aber daran kann ich mich nicht erinnern. So nahe sind wir uns nicht gekommen.«

»Das denke ich auch.«

Das Thema hatte ich nicht grundlos angeschnitten, denn ich kannte mich bei der Magie oder beim Zauber des Voodoo ein wenig aus.

Ich wußte, daß die Puppen mit einem persönlichen Gegenstand aus dem Besitz des zu tötenden Feindes geschmückt sein mußten, um ihre Wirkung entfalten, zu können. Das konnte ein Haar sein, ein Stück Haut oder ein Fingernagel. Das traf bei uns nicht zu.

»Die beiden Frauen haben ihre Aufgabe ernst genommen«, sagte Suko. »Alle Achtung.«

»Wie kamen sie ins Zimmer?«

»Frag das Zimmermädchen.«

»Das werde ich auch.« Natürlich war es nicht zu sehen, als ich durch den Gang schaute. Ich ging den Flur bis zu seinem Ende durch, der dort immer heller wurde. In die Richtung war die Kleine gelaufen und hielt sich tatsächlich versteckt, denn sie hatte sich in eine kleine Kammer gezwängt, in die eigentlich nur Wäsche und noch einige Putzmittel hinein passten. Die Tür war nicht ganz geschlossen. Ich konnte durch den Spalt schauen und nahm eine schattenhafte Bewegung wahr.

Blitzschnell zog ich die Tür auf – und sah das Messer!

Ein blitzender Reflex nur, der allerdings ausreichte, um mich handeln zu lassen.

Ich rammte die Tür wieder zu. Sie fegte dem Messer entgegen, und die Klinge bohrte sich in das Holz. Sie war aber so wuchtig gestoßen worden, daß sie an der Vorderseite mit ihrer Spitze wieder heraustrat und erst einmal feststeckte.

Ich zerrte die Tür wieder auf, überwand dabei den Widerstand, denn eine Hand hielt noch den Griff des Messers fest, dann ließ die Hand los, und das Zimmermädchen fiel mir praktisch entgegen.

Ich fing es auf.

Hastig riß die Kleine ihre Arme hoch. Durch die Lücken schaute ich in ihr Gesicht und stellte fest, daß es den normalen Ausdruck verloren hatte. Es zeigte einen beinahe irrsinnigen Haß. Die Augen waren verdreht, der Mund stand offen, und ein tiefes Stöhnen drang über ihre Lippen.

Das Mädchen stand unter Drogen oder unter magischem Einfluss.

Es schleuderte die Arme noch höher und zielte mit den Fingerspitzen nach meinem Gesicht.

Ich duckte mich, sie verfehlte, und mit einem Schulterrammstoß beförderte ich sie wieder in den kleinen Raum, wo sie weich zwischen der Wäsche landete und noch einige Stapel umwarf.

Sie knurrte.

Ich zog das Messer aus der Tür und warf es Suko vor die Füße, der mir zur Hilfe eilen wollte. »Wen haben wir denn da?« fragte er.

»Das werden wir gleich sehen.«

Ein kreischendes, schreiendes, kleines Ungeheuer hockte vor mir.

Das Mädchen wehrte sich mit Händen und Füßen gegen meinen Griff. Ich zerrte es in die Höhe und schleuderte es herum. Die Kleine taumelte durch den Gang und wurde von der gegenüberliegenden Wand gestoppt. Aber sie war noch nicht fertig. Sie kreischte abermals, drehte sich um und rannte weg. Bevor noch einer von uns beiden handeln konnte, hatte sie die Glastür des Notausganges aufgestoßen, war in den dahinterliegenden Treppenflur gesprungen, und eine Sekunde später hörten wir ihren Schrei.

Da hatte sie die erste Stufe verfehlt, war auf der zweiten abgerutscht und polterte die Treppe hinab. Mehrere Male überschlug sie sich dabei, bis sie das Ende erreichte und bewegungslos liegen blieb.

Ich zischte einen Fluch durch die Zähne, eilte über die Treppe hinweg und hoffte nur, daß sich das Mädchen nicht das Genick gebrochen hatte. Beim Fallen hatte es sich nämlich nicht abrollen können.

Neben ihr blieben Suko und ich stehen. Nein, sie war nicht tot, nur bewusstlos. An ihrer Stirn bildeten sich zwei Beulen, die Haut war auch aufgeschürft, und Suko fragte: »Was machen wir mit der Kleinen?«

»Nur kein Aufsehen.«

Er bückte sich. »Dann hoch mit ihr.«

Wie eine Puppe trug er die Bewusstlose und fand in der Wäschekammer einen Platz für sie. Das Messer steckten wir ein. Es war eine primitive Klinge, so etwas gab es in jeder Haushaltsabteilung eines Kaufhauses käuflich zu erwerben. Ich zertrat sie und schleuderte die einzelnen Teile in einen Putzeimer.

Suko schüttelte den Kopf, bevor er sprach. »Da scheint es doch einige zu geben, die nicht wollen, daß wir uns auf dem alten Kreolenfriedhof umschauen.«

»In der Tat.«

Suko klopfte gegen seine Innentasche. »Okay, den Stadtplan habe ich noch. Die Dusche brauchen wir nicht. Worauf warten wir?«

»Auf nichts.«

»Dann los…«

Er ging schon vor, ich warf noch einen letzten Blick auf das bewusstlose Zimmermädchen. Meines Erachtens war die Kleine kein direktes Mitglied dieser Voodoo-Sekte. Wahrscheinlich war sie von den beiden Frauen zunächst gezwungen worden, unsere Zimmertüren zu öffnen, um sie anschließend zu hypnotisieren oder anderweitig unter Druck zu setzen, damit sie sich mit uns beschäftigte.

Plötzlich haßte ich diesen Personenkreis, der nicht davor zurückschreckte, auch unschuldige Menschen in sein teuflisches Spiel

mit einzubeziehen. Ich spürte die Wut in mir hochsteigen, die sich immer stärker auf einen Namen konzentrierte – Roberta Miller…

***

Und genau diese Person hatte alles arrangiert, sie war relativ zufrieden. Mit ihrem Buick hatte sie den Innenstadtbereich verlassen. Ihr Ziel war der alte Kreolenfriedhof. Dort würde man auf sie warten, dort hatte sie ihre Freundinnen hinbestellt, genau an diesem Ort wartete die Voodoo-Clique.

Diese Nacht würde nicht nur eine besondere werden, sondern eine entscheidende, denn der letzte Schritt, vor dem selbst Roberta gezögert hatte, war getan worden.

Sie würden den großen Versuch wagen.

Den Versuch mit dem Herzen!

Bei diesem Gedanken fieberte sie. Sie wußte, daß ihre beiden Freundinnen es schaffen würden. Sie wäre noch davor zurückgeschreckt, den Befehl zu geben, hätte sich ihr Vater anders verhalten und hätte er nicht auf die anderen beiden Männer, sondern einzig und allein auf sie gehört. Dann wäre alles okay gewesen, sie hätte sich auch etwas anderes einfallen lassen. So aber hatte das richtige Schicksal seinen Lauf genommen, und die Nacht der Nächte konnte beginnen.

In ihrem Innern jubilierte sie, während sie ihren Wagen durch die schon ländliche Gegend lenkte. Die ersten Hinweisschilder auf die Zuckerrohr-Plantagen sah sie am Wegesrand. In der flirrenden Abendhitze entdeckte sie am Horizont den Regenwald. Dort lag ihr Ziel, und es war nicht sehr weit von dem Ort entfernt, wo Gabor, der Verräter, gestorben war.

In dieser Nacht würde es wieder Tote geben, und bereits Verstorbene würden eine unerklärliche Unruhe in ihren leblosen Körpern spüren. Einen unheimlichen und magischen Drang, die letzten Ruhestätten zu verlassen. Herauszukommen aus den tiefen, feuchten Gräbern, in denen sie nichts zu suchen hatten, denn die Welt der Lebenden wartete auf sie.

Voodoo hieß das Zauberwort.

Allerdings Voodoo in seiner schrecklichsten Art.

Kein Zauber, um jemanden besondere Kräfte zu verleihen oder um Kranke zu heilen, auch kein Zauber, um jemand zu bestrafen oder zu verletzen. Nein, dieser Zauber würde die Toten aus den Gräbern kommen lassen…

Allmählich verwandelte sich die Sonne in einen kompakt wirkenden, leicht rötlich schimmernden Ball. Abenddämmerung.

Danach kam die Nacht.

Die herrliche, die unheimliche Nacht, die voller Geräusche und

schlechter Gedanken war. Wo der Zauber sich verdichtete und die Menschen erreichte, die auf ihn gewartet hatten.

Mit dem Klang der Trommeln war es dann soweit. Da wurden die alten Kräfte aus der Erde hervorgeholt, da ließ der Rhythmus den Toten keine Ruhe mehr, und damit verstärkte sich deren Drang auch, in die Welt der Lebenden zurückzukehren.

Die Welt um sie herum verschwand in einem schattigen Grün. Es war nicht der normale Weg zum Ziel, Roberta nahm aber einen längeren in Kauf, denn sie hatte es nicht eilig und wollte zudem über gewisse Pläne nachdenken, von denen sie hoffte, daß sie in Erfüllung gingen. Sie hatte gefährliche Fallstricke ausgelegt, in denen sich die beiden Männer aus England verfangen sollten. Das Zimmermädchen stand auf ihrer Seite. Es hatte kaum Widerstand entgegengesetzt. Vielleicht schaffte es die Kleine, Sinclair und seinen Freund aufzuhalten. Ihre beiden Freundinnen hatten jedenfalls ihr Bestes getan.

Roberta hoffte darauf, daß auch die zwei anderen erfolgreich gewesen waren, denn dann konnte nichts mehr schief gehen.

Große Wagen kamen ihr entgegen. Auf den Ladeflächen hockten die Arbeiter dicht an dicht. Auf den Plantagen war für diesen Tag Feierabend. Die Wagen brachten die Arbeiter zu ihren Behausungen, zumeist nur kleine Hütten.

Die schmale Abzweigung war kaum zu sehen. Man mußte sich schon auskennen, um sie zu finden. Früher hatte hier einmal das Zuckerrohr hoch gestanden, dann aber war das Feld abgebrannt, und auf dem Boden lagen nur mehr verkohlte Reste.

Die Sicht war gut. Roberta konnte bereits den Dschungel besser erkennen, während die Reifen des Fahrzeugs über einen dicken matschigen Schmier rutschten, der vom Brand zurückgeblieben war. Eklige Reste, die manchmal wie verbrannte Haut wirkten.

Etwas Weißes geriet in ihren Sichtbereich. Kantige Klötze und auch Mauern. Dort hatte einmal die alte Kreolenkirche gestanden, die von den Spaniern errichtet worden war. Sklaven hatten den Dschungel gerodet, damit die Kirche errichtet werden konnte. Sie war schließlich bei einer Revolution zerstört worden, aber es standen noch einige Mauern, ein Teil des Dachs war ebenfalls vorhanden, und der abgebrochene Glockenturm ragte wie ein mahnender Finger in die Höhe.

Neben der alten Kirche lag ihr Ziel. Dort breitete sich der Friedhof aus. Die alten Grabsteine standen noch da wie vor über hundert Jahren. Nur hatte es der Regenwald geschafft, sich immer weiter vorzuarbeiten, und er kroch allmählich dem Gelände des Friedhofs entgegen und breitete sein Dach an einigen Stellen über den Grabsteinen aus, als wollte er die vermoderten Gestalten in der Erde schützen.

Es war heiß, es war stickig, und es wurde auch allmählich feucht, denn der Dschungel dampfte. Die Zeit war gekommen. Unzählige Insekten flirrten durch die träge, schwüle Luft, die kaum mehr zu atmen, dafür aber zu trinken war.

Auch der Untergrund veränderte sich. Er war nicht mehr so glatt wie zuvor. Zahlreiche lange Baumwurzeln hatten es geschafft, sich aus der Erde zu drücken. Sie bildeten Wellen, über die der Buick fuhr und dabei mit seinem langen Heck auf- und nieder schwang, als wären die Stoßdämpfer kaum noch vorhanden.

Insekten klatschten gegen die Scheibe, verwandelten sich in Matsch, der an vielen Stellen blutig war.

Weiter ging die Fahrt.

Hohe Büsche deckten den auffälligen Buick zur linken Seite hin ab.

Das Dickicht schützte auch den Kreolen-Friedhof vor ungebetenen Blicken, und als vor ihr ein Licht zweimal aufblinkte – Sonnenstrahlen hatten sich auf einer Spiegelscherbe gefangen –, da wußte Roberta, daß alles in Ordnung war.

Sie atmete auf.

Unterwegs schon hatte sie angehalten und sich umgezogen. Sie trug jetzt die Voodoo-Tracht. Diese bestand aus einem langen, blauen Kleid, das bis zu ihren Knöcheln reichte und auch einem roten, mit Tierblut getränkten Tuch. Sie hatte es sich um den Kopf gewickelt. Der Geruch des alten Blutes umschwebte sie und zeigte fast die Wirkung eines Aufputschmittels.

Die letzten Meter fuhr sie langsam, riß dann das Lenkrad nach links und fuhr mit der langen Kühlerschnauze auf eine Wand zu. So sah das Hindernis zumindest aus.

Tatsächlich aber bestand es aus Pflanzen, die so etwas wie den Zugang zu einem Garagentor bildeten. Der Wagen verschwand beinahe darin.

Ein besseres Versteck hätte Roberta für ihren Buick nicht finden können. Sie war auch entsprechend zufrieden, als sie ausstieg, sich reckte und die Tür zudrückte.

Die letzten Schritte legte sie gern zu Fuß zurück, um sich schon von dieser so anderen Atmosphäre um- und auch einfangen zu lassen. Es war die weiche Luft, die ihr gefiel. Es war das Summen der Insekten, das einfach dazugehörte, es war der Krach der Tiere aus dem nahen Dschungel, der sie anmachte, es war auch der Geruch nach Blut, der eigentlich über allem schwebte und nie vergehen sollte.

Es war die Welt des Voodoo und auch der Toten, in die sie mit leisen Schritten hineinglitt.

Schatten hüllten sie ein. Sie fielen von oben auf sie herab, denn die Kronen der Bäume hüllten sie ein wie ein fließendes Tuch. Sie wollten sie nicht mehr loslassen, sie begleiteten die Frau, ohne ihr allerdings

Kühlung zu bringen.

Unter den Schatten stand die Luft in einer schon nebligen Dichte, und sie wurde auch von keinem Windhauch bewegt.

Roberta Miller schlenderte allmählich nach rechts, wo sich der alte Friedhof ausbreitete. Noch konnte sie keine Einzelheiten erkennen, aber die hellen Grabsteine stachen aus den Schatten hervor, die über dem Friedhof lagen.

Ein Feld der Düsternis und der Toten. Es schien, als würden die verfluchten Seelen der hier Begrabenen zwischen den Steinen umherwandern.

In der Ferne schrie ein Tier. Es waren Todesschreie. Ein stärkeres hatte es sich als Beute geholt, und um Robertas Lippen spielte ein Lächeln, als sie die Schreie vernahm.

Ja, so mußte es sein, dieses Leben mochte sie. Der Stärkere gewann, der Schwächere verlor. Auch bei ihr würde es nicht anders verlaufen, wenn sie erst einmal zu einer Voodoo-Königin wurde.

Helfer oder Dienerinnen hatte sie schon längst. Vier Frauen waren es, vier die ein ähnliches Schicksal erlitten und ihre Männer oder Geliebten verloren hatten. Man hatte sie, damit es nicht auffiel, auf diesem alten Friedhof begraben, einfach verscharrt wie den letzten Dreck, aber das würde sich ändern.

Mona, Claire, Zita und Wally hießen ihre vier Helferinnen, und sie warteten bereits.

Sie alle hofften, sie vertrauten Roberta, und sie vertrauten den alten Ritualen.

Die Sonne hatte sich noch weiter zurückgezogen. Letzte Glutreste strichen wie breite Fahnen über den Himmel. Sie brachten das Land zum Brennen, aber sie ließen den unheimlichen Kreolenfriedhof in der Düsternis zurück. Es war beinahe so, als hätten sie bewußt einen Bogen um ihn geschlagen.

Bevor die ersten Grabsteine begannen, hatten die Frauen einen Platz gerodet. Hier befand sich ihr Altar, denn in unmittelbarer Nähe lagen auch die Verscharrten.

Plötzlich sah sie die Lichter.

Kerzenflammen erhellten das Dunkel. Sie trieben die Schatten fort, aber nur, um neue bilden zu können, denn auch die Schatten gehörten zum Reich der Toten, und nur das zählte für die Voodoo-Clique.

Die Kerzen hatten ihre Plätze auf einem runden Steintisch gefunden, eine stand auf einem bleichen Totenschädel, eine weitere in einem goldenen Leuchter, zwei weitere standen auf den Tisch. Im flackernden Kerzenlicht erkannte man mit Kräutern gefüllte Schalen, des weiteren die Fotos der toten Männer, und auch eine Flasche mit einer dunklen Flüssigkeit stand dort.

Die vier Dienerinnen umrahmten den Altar. Sie standen unbeweglich

und schauten ihrer Anführerin entgegen, die mit stolz erhobenem Haupt näher kam.

Obwohl der Triumph kurz bevorstand, war kein Lächeln auf Robertas Gesicht zu sehen. Sehr ernst schaute sie ihre Freundinnen an.

In ihren großen Augen spiegelte sich das Licht der Kerzen oder strich über die goldenen Ohrringe hinweg, die leicht schaukelten.

Alle Frauen waren gleich gekleidet. Ob Mona, Claire, Zita oder Wally – sie trugen die blauen, langen Kleider, und sie hatten um ihre Köpfe helle Tücher gebunden. In ihrer Farbe unterschieden sie sich von dem Kopftuch der Anführerin.

Roberta nickte ihnen zu. Sie flüsterte dabei jedes mal den Namen zur Begrüßung, dann wollte sie wissen, wie es gelaufen war, ob Erfolge erreicht worden waren.

»Mona – Claire, habt ihr Erfolg gehabt?«

»Ja«, sagte Claire, »wir waren bei ihm.«

»Ist er…?«

»Wir haben es.«

Roberta nickte. Als wäre nichts geschehen, wandte sie sich an die anderen beiden Helferinnen. »Wie ist es mit euch, Zita und Wally?«

»Die Männer leben noch.«

Für einen Moment runzelte Roberta die Stirn. Die Antwort hatte ihr nicht gefallen, aber deshalb ihren Plan einfach fallen lassen, das wollte sie auch nicht. »Warum ist es geschehen? Waren sie so gut?«

»Ja, der Pfeil traf nicht.«

»Und weiter?«

Wally hob die Schultern. »Wir wissen nicht, ob das Zimmermädchen in unserem Sinne gehandelt hat.«

Roberta nickte, ohne überzeugt zu sein. »Das heißt, wir müssen damit rechnen, daß sie unsere Spur aufnehmen.«

»Sie wissen von dem Friedhof«, sagte Zita. Sie war von allen am dunkelhäutigsten, ihre Unterlippe stand sehr weit vor. »Im Hotel haben wir gesehen, wie sie auf eine Karte schauten.«

Roberta lächelte. »Werden sie uns stören können?«

»Nein!« bekam sie im Chor zu hören.

»Was tun wir, wenn sie kommen?«

»Vernichten…«

Roberta nickte. »Das ist gut, sogar sehr gut. Aber wenn sie später erscheinen, werden wir unseren Männern den Befehl geben, sie zu zerstückeln und zu fressen…«

Es waren harte Worte, die sie ausgestoßen hatte, aber Roberta hatte sich nun einmal den grausamen Riten angeschlossen, und sie würde sie mit ihrem eigenen Leben verteidigen.

Sie legte den Kopf zurück und schaute zum Himmel, weil sie ein bestimmtes Auge suchte.

Sehr schnell hatte sie den Mond gefunden, der sich hinter dünnen Wolkenschleiern versteckte. Der Wind würde die Wolken vertreiben und dafür sorgen, daß er bald klar und deutlich zu sehen war.

Roberta senkte den Kopf wieder. »Er ist da«, sagte sie, »aber unsere Zeit ist noch nicht gekommen. Wir müssen warten. Erst um Mitternacht werden wir die Toten rufen.«

Das wußten die vier Dienerinnen. Es gab keine, die ein Wort des Protestes eingelegt hätte.

Roberta verließ ihren Platz vor dem Altar. An jede ihrer Freundinnen trat sie heran.

Sie küßte Claire, Mona, Zita und Wally auf die Wangen, und sie empfing auch von jeder einen Kuß. Damit war ihr Bund besiegelt.

Jeder war bereit, in dieser Nacht für den anderen zu sterben. Als dieses Ritual hinter Roberta lag, da ging sie dorthin, wo ein viereckiger Kasten stand, mit dem Deckel nach oben.

Mona war an ihrer Seite geblieben. Sie war erst neunzehn und damit die Jüngste von ihnen. »Ich habe die beiden Tiere besorgt. Ich stahl sie meinem Onkel.«

»Das hast du gut gemacht.«

»Warte, ich öffne.« Mona bückte sich. Sie schob einen Riegel zurück und hob den Deckel an.

Etwas Weißes schimmerte den beiden Frauen entgegen. Es war das Gefieder zweier Hähne, die bereits tot waren. Man hatte ihnen die Hälse umgedreht.

»Ich hole sie, Roberta.«

»Nein.« Mona wurde zurückgedrückt. »Das mache ich schon selbst, mein Kind. Geh du zu den anderen zurück.«

Mona gehorchte auf der Stelle. Roberta aber bückte sich und streckte beide Hände in die Kiste hinein. Wenig später schon wühlten ihre Hände durch das weiße und auch weiche Gefieder. Sie fühlte darunter die Haut, die noch ein wenig warm war.

Gemeinsam zog sie die beiden toten Hähne aus der Kiste. Sie hielt sie an den dürren Beinen fest. Die Köpfe waren verdreht, die Schnäbel standen offen.

Roberta lächelte. Sie fühlte sich so wunderbar, so herrlich leicht, als sie mit ihrer Beute auf den Altar zuschritt, wo die vier Freundinnen bereits warteten.

Roberta blieb stehen.

Sie schien zu einer Statue geworden zu sein, die Arme hielt sie hochgereckt. Kein Zittern, kein Anzeichen von Müdigkeit zeigte sich an ihr, diese Frau steckte voller Kraft, die in der Hölle geboren und durch einen Dämon an sie weitergeleitet worden war.

Sie legte den Kopf zurück.

In diesem Moment verstummte auch das letzte Flüstern ihrer

Dienerinnen. Eine schwere Stille lastete über dem. Altar, und selbst die Geräusche des nahen Regenwaldes hatten sich verändert. Sie waren leiser und beinahe schon ehrfurchtsvoller geworden. Die dort hausenden Tiere schienen zu begreifen, daß sich in ihrer Nähe etwas Unheimliches anbahnte.

Roberta legte den Kopf zurück. Das Licht der Kerzenflammen rann an ihrem Oberkörper hoch und verfing sich auch in den großen, runden Ohrringen, wo es zu kleinen blitzenden Reflexen kam.

Sehr langsam öffnete sie den Mund. Roberta holte Luft, sie pumpte ihre Lungen regelrecht auf, bevor sie mit den Vorbereitungen des eigentlichen Rituals begann.

Die Frau sang…

Es waren kehlige Laute, die aus der Mundöffnung flossen und in die Höhe stiegen, als wollten sie den allmählich stärker leuchtenden Mond erreichen, um ihm die Botschaft aus der Hölle zu übermitteln.

Der Gesang blühte auf. Nicht mehr so dumpf, jetzt melodischer, und im Hintergrund entfernte sich Claire von den anderen Frauen, um mit beiden Händen auf die Bespannung der Voodoo-Trommeln zu schlagen. Die Oberfläche bestand aus Menschenhaut, die besonders präpariert worden war und eben bestimmte Töne und Echos abgab.

Roberta verfiel dem Gesang, und sie glich zusätzlich einer Person, die in Trance gefallen war. Ihre Umwelt nahm sie nicht mehr wahr, sie befand sich körperlich noch auf der normalen Welt, ihr Geist aber war auf die Reise gegangen und beschäftigte sich mit Dimensionen, die von einem menschlichen Auge nicht mehr wahrgenommen werden konnten.

Weit, weit weg…

Schriller war der Gesang geworden. Die Laute breiteten sich aus, sie tönten über den Friedhof hinweg, sie berührten die alten, hellen Grabsteine, als sollten sie diese sprengen oder zumindest zum Zittern zu bringen. Der Gesang schwebte auch über dem Friedhof, er suchte die Tiefe, er suchte die Toten, um die alten Leichen aus ihrer Erstarrung zu wecken.

Bis er abbrach.

Urplötzlich und mit einem letzten leisen Schrei. Danach war die Stille doppelt wirksam.

Niemand sprach mehr.

Auch Roberta nicht, die noch immer die beiden Hähne festhielt.

Dann blickte sie auf ihre vier Freundinnen!

Große Augen starrten sie an. Der Blick dieser Frauen war nicht mehr normal. Er wirkte entrückt, als hätten sie sich auf eine Wanderschaft in andere Dimensionen begeben, wo sie Bilder und Szenen sahen, die für ein Menschenauge normalerweise nicht wahrnehmbar waren.

»Holt es!« stieß Roberta hervor. »Holt es her. Ich… ich will es haben.

Es muß jetzt beginnen, jetzt!«

Mona und Claire erhoben sich. Sie faßten sich an den Händen, als müßten sie sich gegenseitig Halt geben. Dann gingen sie auf einen bestimmten Ort zu, der in einer kleinen, mit Gras und Moos aufgefüllten Mulde lag. Genau dort hatten sie das Gefäß abgestellt, das für alle so wichtig war.

Es sah aus wie eine übergroße Vase mit Deckel sowie Griffen an den Seiten.

Die Frauen rutschten über die Ränder der Mulde und blieben neben dem Gefäß stehen. Sie schauten noch einmal dorthin, wo sie es abstellen sollten.

Dieser Punkt sah aus, als wäre er von der übrigen Umgebung abgekapselt worden. Das flackernde Kerzenlicht schuf ein weiches Tuch. Hin und wieder erreichte es auch einige Grabsteine, an denen es hoch glitt und dafür sorgte, daß in das bleiche Weiß so etwas wie Leben kam. Die Ruinen der Kirche standen im Hintergrund wie dunkle Blöcke. Keine fremden Geräusche durchbrachen die Kirche.

Sie waren ganz unter sich.

Mona nickte Claire zu. Beide verstanden sich und hoben das Gefäß mit einem Ruck an.

Es war schwer, und sie schafften es keuchend aus der Mulde. Der Weg führte sie zurück zum Altar. Dort stand Roberta noch immer in ihrer ursprünglichen Haltung. Sie hielten die beiden Hähne fest, deren Köpfe nach unten baumelten. Ihr weißes Gefieder sah aus wie pappiger Schnee.

Roberta trat zurück, als ihre beiden Freundinnen mit der Last in ihre Nähe gerieten. Vor dem Altar stellten sie das Gefäß ab.

»Der Deckel muß weg!«

Claire hob ihn und legte ihn zur Seite.

Roberta lächelte, sie fühlte sich wohl. Ohne die Hähne loszulassen, beugte sie sich nach vorn und schaute in die Öffnung. Im Licht der Kerzen konnte die Frau erkennen, daß dort unten etwas lag.

Es gab einen öligen Glanz ab, es war kompakt – ein menschliches Herz.

Das Herz ihres Vaters!

***

Zwar hatte ich mir die Strecke auf dem Stadtplan eingezeichnet, dennoch gab es für uns Schwierigkeiten, den alten Kreolenfriedhof zu finden. Wir verloren uns in dem Straßenwirrwarr von Port-au-Prince, denn wir mußten wegen zahlreicher Baustellen und Absperrungen einige Umwege fahren. Irgendwann saßen wir wütend fest, weil wir uns verfahren hatten.

Wir mußten uns durchfragen.

Mittlerweile war relativ viel Zeit vergangen. Die äußerliche Umgebung erlebte die Veränderungen. Es war dunkler geworden, und erste laue Abendwinde wehten bereits über die Stadt. Der Himmel zeigte keine Wolke. Er glühte in zahlreichen Rotfarben, und über dem tropischen Regenwald stiegen dünne Dunstwolken hoch. Der Dschungel begann zu dampfen.

In der Stadt herrschte eine irrsinnige Hektik, von der wir uns nicht anstecken ließen. Wir kamen relativ gut voran und waren froh, die Außenbezirke zu erreichen.

Ich fand mich auch auf dem Stadtplan wieder zurecht, und Suko knüppelte den Leihwagen nach meinen Angaben voran.

Wir gerieten in den Bereich der Zuckerrohrplantagen. Dort waren die Straßen zwar auch nur Pisten, und der aufgewirbelte Staub machte uns zu schaffen, aber es gab wenigstens eine Perspektive.

An einem weißen Haus hielten wir an. Es war so etwas wie eine Kneipe und ein kleines Restaurant. Man konnte im Freien sitzen, trinken und essen, was auch einige Gäste taten.

Wir wurden mißtrauisch beäugt, als wir uns auf der lehnenlosen Rückbank niederließen und Zitronenwasser bestellten. Einen verschwitzten Weißen, der in unserer Nähe saß und an seiner Havanna nuckelte, sprach ich an.

Er war Amerikaner, wie er mir sagte und lebte schon lange auf der Insel. Er arbeitete auf einer Plantage als Vorarbeiter, wollte den Job noch ein Jahr machen und sich dann etwas anderes suchen.

»Dann kennen Sie sich hier aus.«

»Das kann ich dir sagen.«

»Wir haben uns verfahren.«

Er grinste mich an. Um seine Augen herum bestand die Haut nur mehr aus Falten. »So etwas kann leicht passieren, wenn man fremd auf der Insel ist. Wo wollt ihr denn hin?«

»Wir suchen einen Friedhof«, sagte Suko.

»Ach – toll. Wollt ihr euch begraben lassen?«

»Das nicht gerade, aber man hat uns von einem alten Kreolenfriedhof berichtet, der sehr interessant sein soll.«

Der Vorarbeiter paffte dicke Wolken. Er holte tief Luft, schaute zum Himmel und fragte: »Tatsächlich?«

»Ja, was ist daran schlimm?«

»Gar nichts. Nur frage ich mich, was zwei Weiße dort wollen. Da stimmt doch was nicht, kann ich mir vorstellen. Meines Erachtens ist da etwas faul.«

»Überhaupt nicht«, sagte ich. »Sie müssen davon ausgehen, daß derartige Friedhöfe kulturelle Denkmäler sind, ebenso wie Kirchen. Und eine zerstörte Kirche gehört ja dazu.«

»Das stimmt.«

»Sehen Sie. Deshalb wollen wir uns beides anschauen. Wir arbeiten für ein Magazin, das über diese Insel berichten will. Alles wird da hineingepackt. Von der Kultur bis zum Nachtleben.« Ich grinste säuerlich. »Wir haben nun mal das Pech, uns mit der Kultur und der Vergangenheit beschäftigen zu müssen.«

Der Mann grinste breit. »Das ist alles schön und gut. Nur kann ich euch nicht glauben.«

»Warum nicht?«

»Ihr seht nicht aus wie Reporter.«

»Wie sehen wir denn dann aus?« fragte Suko.

»Ihr wollt etwas anderes. Kultur…«, er beugte sich zurück und lachte. »Das ist doch Unsinn. Nein, hier gibt es nur eine Kultur, die Fremde interessieren könnte.«

»Nämlich?«

»Voodoo!«

Er beobachtete uns genau, deshalb mußten wir uns bei unserer Schauspielerei anstrengen. Wir gaben natürlich zu, Voodoo zu kennen, aber unser Interesse galt nach wie vor anderen Dingen. Dabei blieben wir auch, was den Mann nur zu einem Grinsen reizte.

Ich ging dann in die Offensive und erkundigte mich, wie er überhaupt darauf gekommen war, uns mit diesem Zauber in Verbindung zu bringen.

Er trank erst sein Glas leer und ich bestellte ihm ein neues. Er nahm noch eine Zigarre dazu, schaute sich den Himmel an, bevor er sich uns schließlich wieder zuwandte. »Wissen Sie, es gibt hier unter anderem geheimnisvolle Plätze und Orte, wo Rituale durchgeführt werden. Ich will einfach nicht daran glauben, daß sie nur wegen des Friedhofs oder der Kirchenruine hergekommen sind. Dieser Ort nämlich, von dem sie gesprochen haben, der ist ein besonderer. Da werden hin und wieder die Voodoo-Trommeln geschlagen.«

»Um so besser«, sagte Suko.

Der Mann zirkelte seine Finger durch das schwarze, fettige Haar.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Dann können wir darüber noch schreiben.«

Er lachte scharf und schüttelte sich dabei. »Über Voodoo schreiben, he? Das ist doch ein Ding der Unmöglichkeit. Zumindest für euch. Nein, das kann ich euch nicht zumuten. Es sei denn«, er grinste breit, »ich sehe euch als Selbstmörder an.«

»Auf keinen Fall.«

»Dann macht um das Gebiet einen Bogen.« Er seufzte und trank zugleich. Auch eine Kunst. »Diesen Ratschlag gebe ich euch, weil ich euch gut leiden kann.«

Ich blieb beim Thema. »Dort werden also jede Nacht Rituale durchgeführt, die gefährlich sind.«

»Nicht immer.«
»Vielleicht haben wir Glück.«
»Wie meinst du das?«
Ich schaute gegen die Baumwipfel über uns. Durch breite Lücken sickerte noch Sonnenlicht. »Ganz einfach. Wenn in dieser Nacht nichts läuft, können wir uns dort umschauen und fotografieren. Ich will nicht behaupten, daß uns der Trommelklang gefällt.«
Der Vorarbeiter hob die Schultern. »Macht, was ihr wollt. Aber sagt nicht, daß ich euch nicht gewarnt habe. Mehr kann ich für euch wirklich nicht tun.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und stand auf. »Ich muß jetzt mal für Königstiger.«
Wir schauten ihm nach. »Den Weg wissen wir immer noch nicht.«
Der Mann hatte Sukos Bemerkung gehört. Er blieb stehen, drehte sich um, kam noch mal zurück, sah den Geldschein zwischen meinen Fingern, erklärte uns, wie wir zu fahren hatten, und nahm den Schein nicht an. »Ihr könnt ja später vorbeikommen und richtig einen ausgeben. Ich bin eigentlich immer hier zu finden.«
»Danke, werden wir machen.«
»Viel Glück dann.«
Ich gab dem Wirt mehr, als es kostete und ging Suko nach, der schon im Wagen saß. Das Auto war mit einer derartig dicken Staubschicht bedeckt, daß es fast nicht mehr möglich war, seine Marke zu erkennen. Etwas unwillig sprang der Motor an. Die Blicke der Gäste begleiteten uns, als wir abfuhren.
Wir hatten die hinteren Scheiben nach unten gekurbelt. Etwas kühlere Luft drang durch den Wagen und streifte dabei auch unsere schweißbedeckten Gesichter.
Suko grinste mich kurz an und wollte wissen, wie wohl ich mich fühlte. »Unwahrscheinlich wohl. Vor allen Dingen so sauber. Für immer würde ich hier nicht bleiben.«
»Das meine ich auch.«
Die Fahrt brachte uns tiefer in die Zuckerrohrfelder hinein, aber wir wußten auch, daß wir bald abbiegen mußten. Die neue Richtung hieß Norden, denn dort malte sich auch der dunkle Schatten des Regenwaldes ab. Noch war der Himmel hell, aber er hatte schon etwas Farbe bekommen. Düstere Schleier zogen über ihn hinweg. Im Westen stand er in Flammen, dort kämpfte die Sonne gegen den Einbruch der Dunkelheit, und sie würde verlieren, das stand fest.
Die Abzweigung fanden wir. Ein schmaler Pfad, alles andere als glatt, ließ unseren Wagen schaukeln. Wir rollten durch tiefe Rillen, die Reifen von Lastwagen hinterlassen hatten. Auch hier war der Staub unser ständiger Begleiter. Die Wolken umtanzten unser Fahrzeug, und im Laufe der Zeit waren sie feucht und klebrig geworden.
Es hatte sich tatsächlich einiges verändert. Alles war so klamm

geworden, und manche Wolken vor uns bestanden nicht aus Staub, sondern aus Dunst. Sie klammerten sich am Rand des Dschungels fest.

Der Wagen schaukelte weiter. Buschwerk wuchs an den Rändern der schmalen Straße hoch. Die Blätter sahen fettig aus. Hin und wieder klatschten sie wie feuchte Hände gegen die Karosserie des Camaro, und als wir eine kleine Lichtung entdeckten, zerrte Suko das Lenkrad nach links und fuhr auf diesen Platz.

Er stellte den Motor ab. »So«, sagte er.

»Was heißt das?«

»Wir werden zu Fuß gehen.«

»Aha – und warum?«

»Ich habe etwas gehört und gesehen.«

Er warf mir vor dem Aussteigen einen nachdenklichen Blick zu und öffnete die Tür. Ich blieb noch sitzen. Erst als Suko sie leise ins Schloß gedrückt hatte, stieg auch ich aus. Mein Freund stand schon vor der Motorhaube. Er schaute in eine bestimmte Richtung. Den rechten Arm hatte er leicht angehoben, die Hand dabei ausgestreckt, die Finger lagen dicht zusammen.

»Ist da was?«

»Ja.« Suko hatte nur geflüstert. »Streng mal deine Ohren an, auch die Augen.«

Ich tat beides. Auf Suko konnte ich mich in der Hinsicht voll und ganz verlassen, denn oft genug hatte er gewisse Dinge vor mir entdeckt. Das Gehör und auch das Sehvermögen waren besser als bei mir.

Ein leichtes Wummern war zu hören, ein Anschlagen von Trommeln, ein Grollen wie bei einem Gewitter. Es hörte sich unheimlich an, und mir floss dabei eine schwache Gänsehaut über den Körper.

»Nun?«

»Voodoo-Trommeln.«

»Richtig, John.« Suko räusperte sich. »Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich auch den dünnen Schein eines Feuers gesehen. Deshalb sollten wir den Rest der Strecke zu Fuß zurücklegen.« Er bewegte seine Finger. »Irgendwo dort vorn muß der Friedhof sein. Es gibt einfach keine andere Möglichkeit.«

Das Feuer sah ich nicht, die Geräusche der Voodoo-Trommel aber blieben, und sie übertönten auch das Summen der zahlreichen Insekten, die uns umschwirrten. Um diese Zeit, wo es weder richtig hell noch richtig dunkel war, ging es ihnen am besten. Da kamen sie aus ihren Verstecken, um nach Blut zu suchen. Da fanden sie bei Menschen natürlich reiche Beute. Hier war jedes Insekt ein kleiner Vampir. Einige zerklatschten wir, dann gaben wir auf.

»Zu Fuß also.«

»Sehr richtig.«

Ich konzentrierte mich noch einmal auf unser Ziel und hatte dabei auch Glück. Das letzte Licht des Tages war sehr klar und scharf geworden, die Landschaft vor uns sah aus wie auf einem Foto. Vielleicht hatten wir deshalb das Glück, die höheren Schatten zu sehen, die sich vor dem Regenwald abzeichneten. Sie bewegten sich nicht, es mußten Steine oder Mauern sein.

»Das sind die Ruinen der Kirche«, flüsterte Suko mir zu. »Du kannst dich darauf verlassen.«

»Dann hätten wir es ja.«

»Sicher.«

Ich schaute ihn an, das heißt, ich hatte es vor, aber mein Freund war bereits gegangen.

***

Das Herz schimmerte ölig. Es bewegte sich nicht, und trotzdem hatte die Frau den Eindruck, als würde es noch zucken. Es war eine Drüse im medizinischen Sinne, aber nicht im magischen. Nicht bei diesem unheimlichen Vorgang, der die Regeln der Natur auf den Kopf stellen sollte. Das Herz war tot, es sollte wieder zum Leben erweckt werden, es sollte Kraft bekommen, um die Toten zu wecken.

Roberta wußte Bescheid. Sie hatte sich damit befasst. Sie war tief in die Geheimnisse des Voodoo eingedrungen. Sie hatte ihr Leben den anderen Mächten geweiht, und sie hatte sich das eigene Blut magisch verseuchen lassen.

Erst danach war sie in der Lage gewesen, die alten Formeln zu sprechen, um die Grenzen durchschreiten zu können. Sie hatte die Weihen empfangen, sie wußte über die Sitten und Gebräuche Bescheid, aber sie hatte sich nicht zu tief mit der Theorie des Voodoo-Zaubers beschäftigt, denn ihr Ziel war ein direktes.

Sie wollte die Männer zurück. Sie wollte ihren Geliebten wieder in die Arme schließen, und sie hatte ihm bereits einen Mörder geopfert, denn es stimmte nicht ganz, daß nur das Herz in diesem Gefäß lag. Es schwamm in einer dunklen Flüssigkeit, und die stammte von einem Menschen. Dan Gabors Blut hielt das Herz zum Teil bedeckt.

Nicht das gesamte Blut war in das Gefäß gekippt worden, Roberta hatte einiges davon selbst getrunken.

Noch stand sie bewegungslos und hing ihren Gedanken nach. Sie wußte, daß es klappen konnte. Hinter ihr standen die hellen Grabsteine wie starre Gespenster. Unter ihnen, tief in der Erde vergraben, lagen die Toten, und einige von ihnen, die wichtigsten, sollten wieder hervorgeholt werden. Tier- und Menschenblut mußten zusammentreffen und ein Kraftfeld bilden, das die Toten holte.

»Schlagt die Trommel!« befahl sie.

Mona löste sich aus ihrer Bewegungslosigkeit. Sie tauchte in die

Dunkelheit hinein, war sehr bald nicht mehr zu sehen, aber zu hören, denn sie hockte neben der Trommel und schlug mit ihren flachen Händen auf die makabre Bespannung.

Die dumpfen Schläge hallten über den unheimlichen Friedhof, denn sie waren das magische Geläut, das auch tief bis in die Erde eindringen sollte, um den starren Leibern klarzumachen, daß ihre Stunde dicht bevorstand.

Der Klang gefiel den Frauen. Sie lauschten ihm, und sie zuckten dabei nicht einmal mit den Wimpern. Starr standen sie auf dem Fleck, die Lippen leicht geöffnet, als wollten sie die feuchte Luft trinken, die sie wie ein dichter Schwamm umgab.

In ihren Augen zeichnete sich das Licht der Kerzenflammen nach.

Der Abendwind war nicht stark, aber er bewegte die Feuerzungen, und deren Schatten hinterließen auf den Gesichtern der Frauen eben die zuckenden und trotzdem starren Gebilde.

Roberta wartete noch. Sie hatte sich wieder kerzengerade hingestellt, den Kopf zurückgedrückt und kurz vor dieser Bewegung mit einem Biss ihrer Zähne eine kleine Wunde auf der Unterlippe hinterlassen. Auf ihr hatte ein Blutstropfen gelegen, war dann über den Rand der Lippe hinweggerollt und rann an ihrem Kinn entlang, wobei er einen dünnen Streifen hinterließ.

Das Trommelgeräusch hüllte sie ein wie ein Mantel. Sie zerfloss.

Roberta war nicht mehr nur auf dieser Welt. Sie spürte die andere Kraft, die ebenfalls vorhanden war, aber sie konnte nicht sagen, woher sie gekommen war. Das Totenreich hatte sich geöffnet, böse Seelen schauten auf sie herab, und plötzlich schrie sie leise auf.

Der Klang verstummte.

Atemlose Spannung legte sich über den geheimnisvollen Ort.

»Das Messer!«

Wally wußte, daß sie gemeint war. Sie hielt die Klinge in Verwahrung, zog sie aus der Scheide und trat von der Seite her auf die Anführerin zu. Roberta hatte sie aus dem Augenwinkel wahrgenommen und war vorerst zufrieden. Sie führte ihre Arme aufeinander zu und senkte sie dabei. Jetzt befanden sich die Köpfe der beiden Hähne dicht über der Öffnung des Gefäßes. Alles war bereit.

»Schlag zu!«

Wally hatte darauf gewartet.

Sie holte aus. In ihrem Gesicht zeigte sich kein Funken Gefühl, als sie mit einer einzigen und glatten Bewegung beide Köpfe von den Körpern trennte. Aus den Öffnungen schoß das Blut in Strömen. Die Tiere wurden so gehalten, daß die Blutströme in das Gefäß hineinfließen konnten und mit klatschenden Geräuschen auf dem Boden landeten.

Die Tiere bluteten aus. Zwei Sorten von Blut vermischten sich auf

dem Boden, und zwischen ihnen schwamm das menschliche Herz.
Die Regeln waren erfüllt worden, und dieser gesamte Vorgang wurde wieder vom Klang der Voodoo-Trommel begleitet.
Roberta war zufrieden. Sie leckte über ihre Lippen. In ihren Augen stand ein entrückter Glanz, und sie merkte kaum, daß die beiden Hähne immer leichter wurden. Selbst die letzten Tropfen nahm sie mit, bevor sie die Hüllen fortschleuderte.
Tief stöhnte sie auf, beugte sich vor und umklammerte das Gefäß, als wäre es ihr Geliebter. »Wir werden die Kraft haben, um das Leben aus der Erde zu holen. Nicht alles, was unter ihr vergraben liegt, soll für ewig tot sein. Wir werden unsere Rache bekommen. Man hat uns die Männer und Geliebten genommen, aber diejenigen, die es taten, sollen erleben, wie schändlich ihre Tat gewesen ist. Sie werden der Reihe nach sterben, und sie werden keine Chance mehr bekommen. Unsere Männer haben für edle Ziele gekämpft. Sie waren auf dieser Insel die letzten Aufrechten. Sie wollten die Gerechtigkeit, man hat sie nicht gelassen. Dem Westen paßte keine Revolution. Er wollte alles so bleiben lassen, wie es ist. Kein zweites Kuba, aber wir werden Rache nehmen durch die Macht der Toten, denn gegen sie hat niemand Bestand. Schaut in diesen Krug, seht und hört, wie sich die alten Kräfte vereinen, um den Zauber später entfalten zu können, der für uns so ungemein wichtig ist.«
Die anderen vier traten näher. Sie drängten sich dicht um das Gefäß und blickten hinein.
Auf dem Boden kochte es. Dampf hätte sich gebildet, der in seichten und scharf riechenden Schwaden an den Innenwänden in die Höhe stieg. Auf der Oberfläche schwamm ein dunklerer Klumpen.
Er war von der Flüssigkeit in die Höhe getragen worden.
»Alles wird gut werden!« flüsterte die Frau. »Alles wird den Weg gehen, den wir vorgezeichnet haben. Sie kehren zurück. Sie sind noch nicht verwest, sie liegen nicht zu lange in dieser Erde, in der sie verscharrt worden sind wie tote Hunde. Die große Freude wird über uns kommen, und wir werden als die großen Sieger hervorgehen.« Roberta trat einen Schritt zurück, ihr Kopf und auch der Oberkörper sanken dabei nach vorn. Allerdings nicht lange, denn sehr schnell richtete sich Roberta Miller wieder auf. »Nehmt das Gefäß. Tragt es dorthin, wo es wichtig ist, und leert es aus. Das Blut soll die Erde tränken und in den Bereich der Toten eindringen. Sie alle liegen zusammen, und sie werden die Kraft finden, ihre Gräber zu verlassen.«
Die vier Frauen zögerten keinen Moment. Sie trugen das große Gefäß gemeinsam fort.
Roberta blieb zurück. Aus weit geöffneten Augen schaute sie gegen die Rücken ihrer Freundinnen. Sie hätte jetzt zufrieden sein müssen, seltsamerweise war sie es nicht, denn irgend etwas lauerte nicht weit

entfernt und störte ihr Empfinden.

Die Frau konnte nicht sagen, was sich da genähert hatte. Sie witterte es nur wie ein Tier.

Gefahr?

Gehört oder gesehen hatte sie nichts, doch diese Witterung wollte einfach nicht weichen.

Deshalb ließ sie ihren Blick nach vorn gleiten und sah auch die bleichen Grabsteine, die in der Dunkelheit des kleinen Friedhofs schwammen. Hielt sich die Gefahr dort verborgen?

Roberta schluckte. Der Speichel schmeckte nach Galle, aber auch nach süßlichem Blut. Ihre Wangenmuskeln bewegten sich. Sie wollte nicht sagen, daß etwas schiefgelaufen war, aber sie konnte auch nicht herausfinden, was sie gestört hatte.

Wer lauerte?

Hinter dem Friedhof zeichneten sich die Mauerreste der alten Kirche ab. Auch sie wurden von der Dunkelheit umfangen, wirkten aber trotzdem wie bleiche Knochen.

Die Kirche war längst entweiht worden. Es gab nichts Christliches mehr dort zu sehen und zu finden. An eine Gefahr wollte sie deshalb von dieser Seite nicht glauben.

Woher kam die Warnung dann?

Roberta Miller drehte sich auf der Stelle. Dabei versuchte sie, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen, was ihr nicht gelang, denn ihr Sehvermögen war normal.

Also mußte sie sich auf ihr Gefühl verlassen. Wer wollte sie stören? Wer war so unverschämt, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen? Sehr lange brauchte sie nicht zu überlegen. Es gab die beiden Engländer, die ihren Vater besucht hatten. Wenn sie geschickt genug gewesen waren, hatten sie einiges erfahren können, dann hätte ihnen auch der Weg zum Friedhof nicht zu schwer sein können.

Also sie!

Roberta war fest davon überzeugt, daß es keine andere Alternative gab. Sie merkte, wie sich ihre Haut zusammenzog. Ein Schauer hielt die bedeckt. Sie suchte noch immer, aber die beiden waren geschickt. Nur wußten sie sicherlich nicht, daß Roberta bereits gewarnt worden war. Sie hatte ihre magischen Fühler ausstrecken können, und auch diese Gabe verdankte sie einzig und allein den Voodoo-Künsten.

Sollten sie kommen.

Die Zombies würden ebenfalls da sein.

Und sie lauerten auf Menschenfleisch.

Dieser Gedanke munterte Roberta Miller wieder etwas auf. Dennoch blieb sie vorsichtig, als sie ihren Platz am Altar verließ und den vier Freundinnen folgte.

***

Wir hatten uns bewegt wie Diebe, die sich einzig und allein auf den Schutz der Nacht verließen. Auf keinen Fall wollten wir schon früher entdeckt werden. Die Finsternis war noch nicht über das Land gefallen, aber die langen Schatten der Dämmerung flossen herbei und schufen ein unheimliches Zwielicht.

Es war nie still. Vom Rande des nahen Regenwaldes hörten wir unzählige Geräusche, die sich zu einem Klagen und schrillen Schreien mischten.

Aber wir hörten auch das Trommeln. Es drang aus einer anderen Richtung an unsere Ohren, und zwar genau dort, wo die Ruinen der alten Kirche in die Höhe ragten.

Sie wirkten in der Dämmerung wie bleiche, übergroße Knochen von irgendwelchen Tieren, die einmal vor Millionen von Jahren gelebt hatten, und der weiche Wind strich auch über sie hinweg.

Einen direkten Weg gab es nicht. Wir mußten uns durch Gehölz und Strauchwerk in die Nähe des Friedhofs vorkämpfen. Wir hatten uns vorgenommen, zuerst die Kirche als Deckung zu nehmen.

Zum Teil stand der Glockenturm noch, und er genau war dabei unser Wegweiser.

Wie ein Wächter schaute er auf uns nieder. An seiner Spitze sah er aus, als wäre er dort zerschossen worden. Das äußere Mauerwerk stand, aber das Glockengestell war noch zu sehen. Allerdings ohne Glocke. Mauern aus einem ganzen Stück gab es nicht mehr. Viel Schutt lag auf dem Boden, und der Dschungel hatte über Teile von ihm sein grünes Dach ausgebreitet.

Wir blieben am Rand der Kirche stehen. Wenn wir nach links schauten, fiel der Blick über den Friedhof mit seinen zahlreichen Gräbern und natürlich den alten Grabsteinen, die sich kreuz und quer verteilten, wobei sich zwischen ihnen noch viel Platz auftat.

Suko und ich suchten zunächst die Deckung, deshalb verschwanden wir auch schattengleich zwischen den Ruinen der Kirche.

Dort blieben wir stehen.

Es war fast finster, weil die doch relativ hohen Mauern ziemlich tiefe Schatten warfen. Wir kamen uns vor wie in eine dünne Schlammschicht eingetaucht, und wir spürten keine Kühle auf unserer Haut, sondern nur die dumpfe Feuchtigkeit. Der nahe Dschungel atmete die tagsüber aufgespeicherte Wärme aus und schickte sie uns als dünne Dampfschwaden entgegen. In meinem Mund lag ein bitterer Geschmack. Woher er stammte, konnte ich auch nicht sagen, wahrscheinlich lag es an der Luft, die auch mit fauligen Gerüchen angereichert worden war.

Wir hüteten uns davor, auch nur ein Streichholz anzuzünden und bewegten uns mit schleichenden Schritten auf einen bestimmten Punkt zu, von dem aus wir den Friedhof relativ gut unter Kontrolle halten

konnten. Viel war nicht zu sehen, weil die starren Grabsteine einen Großteil der Sicht nahmen.

Aber wir sahen das Licht!

Diesmal nicht so weit entfernt, und für uns war es auch zu identifizieren.

Kerzenlicht!

Der Wind streichelte die Flammen. Er sorgte dafür, daß sie sich bewegten, sie tanzten, sie beugten sich, sie kamen wieder hoch, und durch diese Bewegungen schufen sie seltsame Schatten, die wie Geister über den Boden und über die Grabsteine hinwegkrochen.

Manchmal sahen sie aus, als wären sie aus dem Boden gekrochen, als hätten die Toten ihre Seelen entlassen, damit sie sich in der normalen Welt wieder umsehen konnten.

Wir konnten uns nicht vorstellen, daß jemand die Kerzen aufgestellt hatte, um zu verschwinden. Sie mußten noch hier sein.

Nur sahen wir sie nicht.

Die Grabsteine waren zu hoch. Zudem grenzten die Ruinen der alten Kirche nicht direkt an den Friedhof. Es existierte da noch ein Zwischenraum. Es blieb nicht sehr lange still.

Wir hörten Stimmen.

Etwas verzerrt und leider zu leise. Es dauerte eine Weile, bis wir festgestellt hatten, daß es nicht mehrere Stimmen waren, sondern nur eine Person sprach.

Die kannten wir.

»Das ist Roberta«, hauchte Suko. Er schaute mich an. Sein Gesicht sah ich dicht vor mir. In der Dunkelheit wirkten seine Augen übergroß und wie zwei Fremdkörper.

»Wer sonst…?«

»Holen wir sie uns?«

Ich hätte gern mit einem Ja geantwortet, war aber vorsichtig geworden. So leicht würde es uns die Frau nicht machen. Außerdem war sie nicht allein, wir mußten mit weiteren Personen rechnen.

Die Voodoo-Trommel war verstummt.

Über dem Gelände lag eine bleierne Ruhe, die sich auch durch die abendlichen Geräusche des Dschungels nicht stören ließ. Das erschien uns alles sehr weit entfernt. Wir standen hier auf einer kleinen Insel und hatten die übrige Welt vergessen.

Ich verließ als erster den Schutz der Ruine. Sehr vorsichtig bewegte ich mich den ersten Grabsteinen entgegen, die in der Dunkelheit gelblich schimmerten.

Manche von ihnen standen schon krumm, als wollten sie jeden Moment auf den Boden fallen. Andere glichen schlichten Platten, mehr breit als lang. Wieder andere sahen sehr schlank aus, fast schon säulenhaft. Sie machten auf mich den Eindruck, als hätten sie noch

bearbeitet werden müssen, wobei der Künstler sie dann aus unerfindlichen Gründen kurzerhand verlassen hatte.

Deckungen für uns gab es also genug. Aber wir waren die einzigen, die sich bewegten. Ich sah keinen Grabstein, der zitterte oder schwankte, wie es auch hätte sein können, denn sollten es die Riten geschafft haben, die Leichen zu wecken, dann verfügten sie auch über genügend Kraft, aus dem Erdboden hervorzukriechen und die Steine zur Seite zu stemmen.

Wir blieben dicht zusammen, denn das Areal war nicht groß genug, um es von zwei Seiten zu durchkämmen. Wenn einer etwas entdeckte, würde es der andere auch gesehen haben, und wir mußten mit mehreren Gegnern rechnen.

Dann hörten wir etwas.

Sofort blieben wir stehen. Wir hatten uns hinter zwei Grabsteinen versteckt, die uns zumindest nach einer Richtung Deckung gaben.

»Schritte…«, formulierte Suko.

Er hatte sich nicht geirrt.

Jemand kam zu uns.

Zielsicher sogar, wenn auch leise. Dieser Jemand schien genau zu wissen, wo wir uns aufhielten, und er bemühte sich auch nicht, die Geräusche zu dämpfen.

Er wollte die Konfrontation.

Ich wartete ab. Meine rechte Hand lag auf dem Griff der Beretta.

Den dünnen Schweißfilm konnte ich nicht verhindern. Noch trauten wir uns nicht, um die Kanten der Grabsteine zu schauen, und als wir es wollten – wir hatten uns durch ein Handzeichen verabredet –, kam alles ganz anders.

Roberta Miller übernahm die Initiative. Ihre Stimme hörten wir in unserer unmittelbaren Nähe.

»Sinclair… Suko …?«

Wir schauten uns an.

Suko nickte.

Ich bewegte mich, drehte mich um den Grabstein herum – und stand ihr gegenüber…

Roberta Miller hatte auf uns gewartet. Sie bot ein interessantes Bild, und ich suchte nach einem Vergleich, der mir erst nach einigen Sekunden des Nachdenkens einfiel.

Roberta war die Königin der Gräber!

Sie hatte die Arme ausgebreitet, als wollte sie all die kahlen Grabsteine in ihrer Nähe umfangen und sie eng an sich drücken, um zu dokumentieren, wie sehr sie doch mit den darunter liegenden Leichen verwachsen war.

Ihr Gesicht schimmerte leicht ölig und war auch noch dunkler.

Deshalb trat das Weiß ihrer Augen besonders stark hervor. Mir

persönlich kamen sie verdreht vor, das aber konnte auch ein Irrtum sein. Jedenfalls zeigte sie weder Furcht noch Überraschung, sie fühlte sich im Schutz der Grabsteine sehr wohl. Dies wiederum war mir zu wenig, weil ich genau wußte, daß sie nicht allein war.

Wie viele Personen noch lauerten, konnte ich nicht sagen, aber mir stieg ein Geruch in die Nase, der mir gar nicht gefiel. So roch eigentlich nur Blut.

Roberta sprach uns an. Sie lächelte dabei. Ihre Zähne schimmerten wie bleiche Knochenstücke. »Ich wußte genau, daß ich euch nicht abhängen konnte. Mein Vater hat einen Fehler begangen, er hätte nicht mit euch paktieren sollen.«

Ich hob den Arm. »Moment mal. Sie scheinen nicht zu wissen, daß es zu seinem Job gehörte.«

»Zu welchem Job denn?«

»Er wurde bezahlt.«

»Von der englischen Regierung?«

»So kann man es nennen.«

»Das ist mir nicht neu«, erklärte sie. »Ich habe ihn schon des öfteren darauf angesprochen, ihn auch gewarnt, aber er ließ davon nicht ab. Er wollte aus dem Dreck raus«, sagte sie, und ihre Stimme klang plötzlich hasserfüllt. »Aber nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Durch verdammte Korruption und wider die Sache.«

»Welche Sache denn?«

»Das wissen Sie nicht?«

»Nein.«

»Er hat die Revolution verraten!«

Ich stand dicht davor, die Augen zu verdrehen. Auch das noch.

Jetzt fing sie mit den uralten Thesen an, die sich längst überholt hatten. Die rote Revolution hatte auf der gesamten Welt eine Pleite erlitten oder ihre Kinder gefressen, daran war nichts mehr zu rütteln.

Nur der fidele Castro hielt noch die Stellung, doch auch er war ein alter Mann geworden und würde irgendwann aufgeben müssen, wenn sein Volk zu laut nach Brot schrie. Für mich hatte es sich angehört, als wären Castros Ideen rübergekommen.

»Wollen Sie die Gesellschaft verändern, Roberta?«

»Nicht ich allein.«

»Wer noch?«

»Wir waren eine Gruppe. Fünf Männer und fünf Frauen. Wir haben uns zusammengefunden, und wir sind auch eingetaucht in die Geschichte der Insel. Wir haben erlebt, wie die Menschen ausgebeutet wurden und konnten dem nicht mehr länger zuschauen. Das war furchtbar, und wir sind dann stärker geworden, wir haben Verbindungen nach Kuba geknüpft, und wir sind von dort unterstützt worden. Aber wir fielen auf, man hat uns verraten, und man schickte

uns Gegner. Zu ihnen gehörte auch Dan Gabor. Er war ein feindlicher Agent, und mein Vater hat sich von ihm bezahlen lassen. Cargill sorgte dafür, daß unsere Männer oder Freunde festgenommen wurden. Man ging brutal vor. Es kam zu keiner Verhandlung. Angeblich haben sie sich der Festnahme widersetzt, deshalb wurden sie erschossen und auf diesem alten Friedhof hier verscharrt, denn an dieser Stelle gibt es keinen, der nach ihren Gräbern sucht. Sie sollten vergessen werden, sie wurden auch vergessen, aber nicht von uns. Wir wollten Rache, und wir faßten den Plan, von dem uns keiner mehr abbringen kann.«

»Voodoo«, sagte Suko.

»Ja!«

»Zombies!« fügte er noch hinzu.

Robertas Augen glänzten. »Auch das«, sagte sie leise, aber sehr deutlich. »Denn auf sie läuft im Endeffekt alles hinaus. Wir wollten sie zurückhaben. Die liegen noch nicht lange unter der Erde, und sie werden kommen, das verspreche ich euch. Sie werden wieder auf der Insel wandeln und sich an denen rächen, die für ihren Tod verantwortlich sind.«

»Aber das ist doch Wahnsinn!« rief ich. »Damit kommen Sie nie im Leben durch. Vergessen Sie die Revolution!«

»Niemals!«

»Was geschah mit Ihrem Vater?«

»Er ist tot!«

Suko und ich zuckten zusammen. Ich spürte plötzlich eine unheimliche Kälte, die über meinen Körper hinwegstrich und sich auch nicht verdrängen ließ. Obwohl ich noch keine konkrete Antwort bekommen hatte, wußte ich genau, daß Roberta am Tod ihres Vaters nicht unschuldig gewesen war.

Sie erriet meine Gedanken und sagte: »Ich habe es nicht getan, obwohl ich ihm den Tod gönnte.«

»Sie haben es auch nicht verhindert.«

»Das stimmt. Wir brauchten zudem sein Herz, um das Ritual durchführen zu können.«

Ich biss mir auf die Lippe. Dieses Geständnis war mir auf den Magen geschlagen, und ich hatte das Gefühl, als würde Säure durch meine Adern laufen.

Auch Suko atmete schwer. Ihm war dieses Geständnis ebenfalls auf den Magen geschlagen.

»Sein Herz also«, sagte ich.

»Ja, der Feind, das Blut des Feindes, und das Blut der Tiere. Hinzu kommt meine uralte Kraft, denn ich habe mich kundig gemacht und die großen Weihen empfangen. Wir haben das Gebräu geschaffen, und wir werden die Toten zurückholen. Fünf Zombies werden auf Rachetour gehen und alles vernichten, was sich ihnen in den Weg

stellt. Auch ihr könnt ihnen nicht entfliehen.«

»Vielleicht wollen wir das auch nicht«, sagte Suko.

Mit dieser Antwort kam Roberta nicht zurecht. »Was heißt das genau?« fragte sie.

Mein Freund hob die Schultern. »Es gefällt uns einfach nicht, daß lebende Leichen die Gegend unsicher machen. Wir sind keine Freunde der Zombies, wir sind gekommen, um sie zu vernichten. Voodoo-Zauber hat auch in Europa einen bösen Klang…«

»Ihr wollt sie töten?« Roberta lachte grollend. »Ihr wollt die töten, die schon tot sind?«

»Das hatten wir vor!«

Roberta Miller wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie entschied sich für keine der beiden Reaktionen, sondern sagte nur:

»Woher nehmt ihr diese Arroganz?«

»Es ist die Erfahrung«, sagte ich.

»Im Umgang mit Zombies?«

»Genau!«

Die letzte, wenn auch nur kurze Antwort hatte Roberta unsicher gemacht. Sie wollte uns weiterhin beschäftigen, aber etwas störte sie und auch uns. Aus der Tiefe des alten Kreolenfriedhofs und zwischen den Grabsteinen hindurch, wehte uns ein fürchterlicher Gestank entgegen.

Ich hatte den Eindruck, ihn greifen zu können. Er war wie ein Dampf aus der Hölle, und als er mich erreichte, verschlug er mir den Atem. Es war der Geruch von Blut.

Nicht zu vergleichen mit dem Geruch, der aus einer frischen Wunde strömte. Er war alt, er war feucht, stickig und gleichzeitig auch modrig, und er schwebte tatsächlich in Dampfwolken über den Friedhof und die Grabsteine hinweg, als wollte er sie anmalen, um seine Farbe als Patina zu hinterlassen.

Auch Roberta hatte ihn wahrgenommen. Sie drehte den Kopf für einen Moment zur Seite. Als sie uns wieder anschaute, lag ein Lächeln auf ihren breiten Lippen. Dabei sagte sie einen gefährlichen Satz. »Es ist soweit, die Toten kommen…«

***

Die vier Frauen standen dicht vor der größten Aufgabe ihres Lebens. Sie kannten sich auf dem Friedhof aus, das Gelände war für sie bisher ein sicherer Hort gewesen, und sie wußten genau, wohin sie zu gehen hatten. Roberta hatte ihnen eingeschärft, sich zu beeilen, denn ihr schien etwas nicht gefallen zu haben.

Sie war nervös geworden. Es klappte nicht alles so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Der Friedhof bot ihr nicht mehr die Sicherheit, sein Schutz war zerrissen worden.

Hohe Grabsteine schauten die Frauen wie stumme Zeugen an. In der unteren Hälfte waren sie zumeist von einer grünlichen Schicht bedeckt. Sie waren verwittert, zeigten Risse, und die Schriften oder Zahlen auf ihren Frontseiten waren längst nicht mehr zu lesen.

Auf dem feucht gewordenen und weichen Boden hinterließen die vier Voodoo-Anhängerinnen dumpfe schmatzende Geräusche bei jedem Schritt. Über ihnen war der Himmel dunkel geworden. Ein sehr intensives Grau hatte sich ausgebreitet. In seinem Zentrum stand der Mond als kreisrundes Auge. Kalt glotzte er auf die Erde nieder, so als wäre er ein Wächter der Nacht, dem nichts entgehen durfte.

Das Gefäß war schwer geworden. Sie hatten daran zu schleppen, aber die Aussicht auf eine für sie bessere Zukunft gab ihnen die Kraft.

So setzten sie es nicht ein einziges Mal ab, bevor sie die Stelle erreicht hatten.

Es war das Grab!

Ein Grab mit fünf Leichen, denn ihre Männer und Geliebten waren hier in der dunklen Erde regelrecht verscharrt worden. Man hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, den Boden wieder zu walzen, noch immer war er aufgerissen, als hätten bereits einige der Leichen den Versuch unternommen, aus der feuchten Erde zu klettern.

Sie stellten das Gefäß ab.

Stille umgab sie. Auch Roberta hielt sich zurück. Die wichtigste Aufgabe hatte sie ihnen überlassen, sie würden dafür sorgen, daß dieses Blutgemisch in den Boden eindrang und es dank seiner beschworenen magischen Kraft schaffte, Toten ein untotes und grausames Leben zu geben.

Sie nickten sich zu.

In keinem Gesicht zeigte sich eine Regung.

Mona fragte leise: »Jetzt?«

»Ja…«

Wieder faßten sie zu. Die Griffe wurden jeweils von zwei Händen umklammert. Groß genug waren sie. Gemeinsam hoben die Frauen das hohe Gefäß an. Den Deckel hatten sie bereits abgenommen.

Dann kippten sie das Gefäß nach links.

Sie hörten noch das Schwappen der Flüssigkeit. Einen Moment später floss ein dunkler Strom als breite Zunge dem Erdboden entgegen. Sie landete dort mit einem platschenden Geräusch, breitete sich aus wie ein kleiner Teich, in dessen Mitte ein menschliches Herz lag. Es bildete einen dunklen Klumpen.

Das Gefäß war leer.

Die Frauen traten zurück. Sie stellten den großen Krug ab und bildeten um das Grab herum einen Kreis.

Dann sangen sie.

Es waren nur leise, flüsternde Gesänge, aber die kehligen Laute

klangen dumpf und drohend. Das Blut auf dem Boden schien die Nachrichten zu verstehen, es begann sich zu verändern. Es bewegte sich, es köchelte, es kochte plötzlich, und es gab einen scharfen Dampf ab, der die Grabstelle wie eine Wolke umfing.

Die vier Voodoo-Frauen hatten ihre Gesichter dem Erdboden zugewandt. Eine jede von ihnen wollte sehen, ob sich der unheimliche Zauber erfüllte. Das Blut fand seinen Weg. Es sickerte durch die aufgeworfene lockere Erde in den Boden hinein, und es entließ zudem rötliche Dampfschwaden, die sich über dem Grab ausbreiteten.

Die Erde bewegte sich.

Kleine Klumpen rollten zusammen. Neue Risse entstanden, auf einmal sackte das Herz weg, dann noch ein Ruck in die Tiefe, im nächsten Augenblick war es verschwunden.

Es sank den Toten entgegen.

Der Dampf drang jetzt aus dem Boden hoch. Die Oberfläche hatte einen matten Glanz erhalten. Eine Wolke wehte weg und verteilte sich über dem alten Friedhof. Sie tauchte ihn voll und ganz in diesen widerlichen Blutgeruch ein, als wäre er der Botschafter, der die Nachricht aus der tiefsten Voodoo-Hölle brachte.

Der Tod war nahe, das Leben auch!

Die Frauen warteten, sie lauerten, sie wollten den Erfolg sehen, und sie setzten sich wie auf ein geheimes Kommando hin in Bewegung und umgingen das Grab.

Dabei sprachen sie die uralten Beschwörungsformeln, die ihnen beigebracht worden waren. Stundenlang hatten sie Roberta zugehört, hatten auf jedes Wort geachtet, auf jeden Vokal und auch auf die exakte Betonung. Hier war alles wichtig, der kleinste Fehler konnte den Erfolg verderben. Es sah nicht so aus, als hätten sie Pech gehabt, denn im Boden arbeitete es. Die unseligen Kräfte breiteten sich aus. Für ihr Leben gern hätten sie den freien Durchblick gehabt, um sehen zu können, was sich in der Tiefe abspielte. Wie die Tropfen oder auch die Schwaden in die offenen Mäuler der starren Leichen hineindrangen, um ihnen ein Leben einzuhauchen, das keines war.

Das Grauen brauchte freie Bahn, und es ließ sich auch nicht von einer schweren Erde aufhalten. Es würde immer wieder Lücken finden, die mit großer Kraft noch weiter aufgestoßen werden konnten, um den Schrecken letztendlich zu entlassen.

Lebende Tote, Zombies – die Erfüllung jedes Voodoo-Traums. Das genau war es, was sie wollten.

So warteten sie ab.

Waren es Sekunden oder Minuten, die vergangen waren? Keine von ihnen hätte es sagen können. Dieser unheimliche Bann hatte sie regelrecht festgenagelt, er würde sie auch nicht mehr loslassen und sich noch verstärken, wenn sich die Erde bewegte, von unten her

aufgeschoben wurde, und sich bleiche Finger aus dem dunklen Boden reckten, um nach denen zu fassen, die darauf warteten.

Noch tat sich nichts, auch wenn sich etwas verändert hatte. Der Mond am Himmel schien seine Stellung gewechselt zu haben, denn das Licht fiel in einem anderen Winkel über den Friedhof und die darauf stehenden Grabsteine.

Es erreichte auch die Graberde und gab ihnen einen besonderen Glanz. Nicht hell, nicht dunkel, trotzdem schimmernd und von einem merkwürdigen kalten Leuchten durchdrungen.

Seit jeher war der Mond ein Freund der Geschöpfe der Finsternis.

Ob Werwölfe oder Vampire, er hatte auch ihnen seine Kraft verliehen. Er war im Gegensatz zur Sonne kalt, er brachte keine Wärme, denn auf sie konnten die Geschöpfe der Nacht gut verzichten.

Auch die helleren Grabsteine fingen den Schein des Mondes auf.

Sie strahlten in einem gespenstischen Glanz und sahen aus wie stumme Zuschauer, die das Grauen erlebten.

Tat sich etwas?

Sie starrten hin, sie fieberten. Über die Gesichter der vier Frauen rann der Schweiß. In ihren Augen lagen Hoffnung und Gier, und diese seltsame Mischung ließ sich auch nicht vertreiben. Hin und wieder zuckten ihre Mundwinkel, manchmal stießen sie den Atem keuchend aus, dann wiederum holten sie tief Luft, als wollten sie den widerlichen Blutgeruch aufnehmen.

Ja, sie kamen…

Die Erde bewegte sich.

Kleine Hügel entstanden, als die unheilige Kraft aus der Tiefe gegen die Erde drückte. Sehr bald schon verwandelten sich die Hügel in flache Mulden, an deren Rändern Erdkrumen herabrannen, um in der Mitte zusammenzulaufen.

»Sie kommen… sie kommen!« Mona stieß die Worte hervor. Sie sah aus, als wollte sie mitten auf das Grab springen, aus dem sich eine erste Hand geschoben hatte.

Eine gelbe krumme Klaue. Im Mondlicht wirkte sie noch bleicher, als wäre sie angestrichen worden, obwohl es die Haut eines dunkelhäutigen Mannes war.

An einigen Stellen war sie bereits weggeplatzt, da schimmerten die Knochen durch, aber die Frauen sahen noch etwas anderes.

Die Totenklaue umfasste ein menschliches Herz!

***

Suko und ich hatten keinen Grund, an den Worten der Frau zu zweifeln. Die Toten kommen, und das war ungemein wichtig, denn nur ihretwegen hatten sie sich versammelt.

»Habt ihr es gehört?« hauchte Roberta.

»Ja, und wir werden ihnen jetzt gemeinsam einen Besuch abstatten.«

Die Frau starrte mich an, als hätte ich ihr einen schmutzigen Antrag gemacht. »Ihr wollt zu ihnen?« fragte sie dann.

»Deshalb sind wir hier!« erwiderte ich knapp.

Sie wollte noch etwas sagen, doch ich hatte meine Waffe gezogen und zielte auf sie. »Gehen Sie vor!«

Spöttisch schaute sie auf die Beretta nieder, hob dann die Schultern und war einverstanden.

Wir aber traten in die Blutwolke hinein, so daß wir uns vorkamen wie unter einem Zeltdach gefangen.

Roberta hatte sich umgedreht. Es machte ihr nichts aus, uns den Rücken zu zeigen, sie war sicher, daß wir nicht schießen würden, und das stimmte auch.

Ich dachte über sie nach. Ihr Geständnis hatte mich erschüttert.

Selbst auf ihren Vater hatte sie keine Rücksicht genommen. Wie konnte ein Mensch nur so reagieren?

Roberta Miller war ein Mensch und kein Dämon. Sie hatte sich nur mit den finsteren Praktiken des Voodoo beschäftigt und deshalb einen Weg gefunden, an die Toten heranzukommen, die sie aus den Gräbern holen wollte. Es war ihr und ihren Freundinnen nur um fünf Leichen gegangen, andere interessierten sie nicht, und wahrscheinlich beherrschte sie nur die Kunst, eben diese Toten aus dem Boden zu holen.

Wir überquerten den Friedhof. Er war doch größer, als ich angenommen hatte. Die Grabsteine wirkten wie Denkmäler. Manche sahen künstlich aus, als hätte man sie von einem anderen Ort weggeholt und einfach nur hierher gestellt.

Der Mond war zu einer festen Größe am Himmel geworden. Er streute sein bleiches Licht über die Erde, und als ich zu ihm hochblickte, erkannte ich deutlich den glasklaren Umriß und auch die Schatten in seinem Innern. Weiter durchquerten wir diese menschenfeindliche Umgebung. Still war es nicht mehr. Dumpfer Gesang wehte uns entgegen, der aber rasch verstummte, bevor wir uns noch auf ihn konzentrieren konnten.

Der Untergrund war nie so richtig fest, immer wieder gab es kleine Mulden und Lücken, in die unsere Füße hineinstampften und dann auch über feuchte Stellen hinweghuschten.

Die Kerzenflammen flackerten vor uns. Sie standen dicht zusammen, so daß sie eine Insel bildeten. Ich hatte die Beretta wieder weggesteckt, denn die vor uns gehende Roberta traf keiner Anstalten, sich zu wehren. Nahezu beschwingt ging sie dahin und geriet als erste in den Lichtschein der auf einem Altar stehenden Kerzen. Sie blendeten uns für einen Moment mit ihrem Licht. Da sie sich zudem bewegten, entstanden dunkle Figuren, die über das Gesicht der Frau

huschten, denn sie hatten sich umgedreht.
»Ist es hier?« fragte Suko.
»Nein, aber nicht mehr weit.« Sie lächelte und fuhr danach mit der Zungenspitze über ihre Lippen. »Ihr werdet euch wundern, das kann ich euch versprechen.«
»Wir freuen uns auf die Leichen«, erklärte Suko.
»Sie sich auch auf euch.« Ihr Grinsen wurde scharf. »Sie werden euch zerreißen, sie werden euch zerfleischen. Sie mögen das Fleisch der Menschen, und sie werden sich anschließend diejenigen holen, die…«
»Gehen Sie weiter!« sagte ich.
Die Voodoo-Frau lächelte kalt und drehte sich wieder um. Suko und auch ich hatten sie bei unserer ersten Begegnung faszinierend gefunden, doch dieser Eindruck war längst verschwunden. Für uns war sie nur mehr eine eiskalte Verbrecherin, die sich zudem noch einer gefährlichen Magie verschrieben hatte.
Es fiel noch etwas auf. Eine schon lauernde Stille lag über dem Friedhof. Selbst vom Rand des Dschungels her hörten wir keine Geräusche. Die Tiere der Nacht hatten sich zurückgezogen, sie schienen selbst ihre Jagd vergessen zu haben, als wüssten sie, daß etwas Unheimliches und Grauenvolles passieren würde.
Ich wünschte mir, daß wir den Ort noch früh genug erreichten.
Wenn die Leichen erst einmal die Erde verlassen hatten, konnten wir mit fünf zusätzlichen Feinden rechnen. Aus Erfahrung wußten wir, wie schwer es oft war, gegen sie anzukämpfen.
Roberta hatte den Altar passiert und schritt in direkter Linie auf das eigentliche Zentrum des Grauens zu. Noch immer standen die Grabsteine zu dicht, als daß wir etwas hätten erkennen können, aber die vor uns gehende Frau bewegte sich nach links, und dort befanden sich keine Grabsteine, sondern eine freie Fläche, von der sich vier Gestalten abhoben.
Ob sie uns bemerkt hatten oder nicht, war nicht feststellbar. Jedenfalls umstanden sie eine bestimmte Fläche, hielten die Köpfe gesenkt und konzentrierten sich auf den Boden.
Ich wußte Bescheid.
Dort lagen die fünf Männer vergraben, und die Frauen warteten darauf, daß sie die Erde verließen. Der Blutgeruch hatte sich noch verstärkt und raubte uns beinahe den Atem. Bei jedem Luftholen schmeckten wir ihn auf der Zunge.
Mir war heiß geworden, aber ich spürte auch die Kälte auf meinem Rücken. Ein Wechselspiel der Gefühle hielt mich umklammert.
In dieser dumpfen Stille konnte alles passieren, da hatte das Böse jegliche Chance, um zuzuschlagen.
Roberta blieb stehen. Sie mußte den Rand des Grabes erreicht haben, denn auch sie schaute zu Boden.

Für einen Moment bewegte sich niemand. Selbst Suko und ich blieben starr. Bis wir das Lachen hörten. Es war ein fürchterliches, ein grelles Geräusch, das aus Roberta Millers weit geöffneten Mund drang. Sie hatte den Kopf zurückgedrückt, ihn leicht gedreht, so daß sie jetzt in unsere Richtung blickte. Wir schauten in ihren Rachen hinein, der uns vorkam wie eine dunkle Höhle.

»Er ist da!« schrie sie. »Er ist zurückgekommen!« Ihre Stimme kippte über und jubilierte zugleich. Es war eine Mischung, die mir noch nie zu Ohren gekommen war.

Ich wußte, wen sie meinte, dennoch fragte ich nach. »Wer ist denn da, Roberta?«

»Gardino! Jaques Gardino, mein Geliebter! Das Blut hat ihn erweckt!« Sie schüttelte sich und streckte dabei ihren Arm aus. Die Hand zuckte vor und zurück, wies dabei immer auf eine bestimmte Stelle.

Diesmal holte ich nicht die Beretta hervor, sondern meine Lampe.

Auch Suko handelte.

Gemeinsam leuchteten wir die Stelle an.

Das Blut stockte uns.

Roberta hatte nicht gelogen. Aus der dunklen Erde war eine halbverweste Hand gekrochen, und sie hatte die Finger gekrümmt, damit sie das Herz eines Menschen festhalten konnte…

Scharf, detailgetreu und verdammt grausam wirkte die Klaue im Licht der Lampen. Wir hatten viel erlebt, aber diese Einzelheiten schockten uns schon. Ich spürte, wie mir der Magen gegen die Kehle steigen wollte, vielleicht auch deshalb, weil ich wußte, wem dieses Herz einmal gehört hatte. Aber davor war die Bestie Roberta nicht zurückgeschreckt. Wie hatte sich ein Mensch nur auf diese schreckliche Art und Weise dermaßen verändern können?

Ich begriff es nicht.

Sie aber schaute uns mit leuchtenden Augen an. Wahrscheinlich wollte sie noch mehr sagen und ihren Triumph hinausschreien, nur schaffte sie es nicht, denn dieser lang ersehnte Anblick hatte sie einfach zu sehr überwältigt.

Die anderen vier Frauen rührten sich nicht. Sie waren in diesem Augenblick nichts anderes als Statisten. Natürlich hofften auch sie, aber die Hoffnung ihrer Anführerin war eben am stärksten gewesen.

Sie hatte es geschafft, der Geliebte würde zurückkehren. Wenn er es geschafft hatte, war auch der Weg für die anderen vier frei.

Das Licht blieb weiterhin auf diesen einzigen Punkt konzentriert.

Deshalb sahen wir auch, daß sich der Boden in unmittelbarer Nähe der Hand bewegte. Ein Zeichen dafür, daß der lebende Tote es nicht nur bei seiner Hand belassen wollte. Er würde selbst kommen wollen. Zuerst mit dem Arm, danach mit der Schulter, dem Kopf und…

Nein, nicht mit mir!
Ich ging einen großen Schritt nach vorn.
Genau diese Bewegung trug dazu bei, die Starre zu zerreißen. Allerdings nur bei Suko und Roberta.
Während Suko einen Bogen schlug, ging Roberta ebenfalls vor und trat mir in den Weg. »Nicht weiter!« fuhr sie mich an.
Ich blieb stehen.
Grausame Augen funkelten mich an, als wollten mich die Blicke durchbohren und dabei töten. Ich hörte ihren Atem. Er zischte wie aus einem Ventil kommend aus ihrem Mund. Sie würde alles dransetzen, um mich an einem Fortkommen zu hindern.
Ich ging trotzdem.
Kam in ihre Nähe.
Blendete sie!
Roberta griff an.
Darauf hatte ich gewartet. Als sie sich gegen mich warf, dabei die Arme hoch schleuderte und aussah wie ein Ungeheuer, das mich verschlingen wollte, schlug ich mit der linken Faust zu. Ich kam unter ihren Armen hindurch, die Faust landete in ihrem Gesicht, und der Schlag wuchtete sie so weit zurück, daß sie das Gleichgewicht verlor, dabei über einen kleinen Erdhügel stolperte und zu Boden fiel. Es stand kein Grabstein in der Nähe, der sie hätte aufhalten können. Ich aber kümmerte mich nicht mehr um sie, sondern setzte meinen Weg fort. Ich wollte an das verdammte Zombie-Grab heran, an dem sich etwas verändert hatte.
Der Lampenschein zeigte es mir genau. Nicht nur die Hand war zu sehen, auch ein Teil des verfaulten und verwesten Arms war bereits aus der Erde gedrungen, und er schob sich immer weiter hervor, denn die gesamte Gestalt wollte aus der Tiefe.
Ich hatte etwas dagegen.
Die Lampe störte mich, deshalb steckte ich sie weg. Genau in dem Augenblick geriet Bewegung in die ansonsten starren Gestalten der vier Voodoo-Frauen. Sie sahen ebenfalls ihren Erfolg gefährdet und sich um ihre Träume betrogen.
Ich war der Feind, deshalb wollten sie sich auch auf mich stürzen.
Doch da gab es noch meinen Freund Suko, der voll dagegenhielt.
Er hatte sich in den Rücken der Frauen geschlichen und war von ihnen kaum beachtet worden. Bevor ich den letzten Schritt hinter mich brachte, stürzte er sich auf sie. Was er mit ihnen anstellte, interessierte mich nicht, denn dieser unheimliche Zombie war wichtiger.
Ich holte mein Kreuz hervor.
Der Zombie drang weiter aus dem Boden. Erde bewegte sich. Risse entstanden, bildeten regelrechte Falten, in die feuchte Krumen

zurückrutschten. Der Mond streute weiterhin sein bleiches Licht über den Kreolenfriedhof, und im Licht des Erdtrabanten sah ich zum erstenmal das Gesicht der lebenden Leiche.

Es bot ein Bild des Schreckens.

Die Verwesung hatte auch hier die Haut erfaßt. Der Mund stand offen, wirkte aber trotzdem geschlossen, denn er war mit feuchter lehmiger Erde vollgestopft worden, als wäre das Zeug nach der Beerdigung einfach in ihn hineingerammt worden.

Das gesamte Gesicht wirkte schief wie in einem Zerrspiegel. Ein Auge war ausgelaufen, das andere nur mehr eine schwammige Masse. Am Kinn war die Haut weggeplatzt und schmierigbleiches Gebein schimmerte in einem harten Weiß.

Für ihn war das Kreuz gerade richtig.

Seine zweite Hand erschien.

In der Rechten hielt er noch immer das Herz. Für ihn mußte es so etwas wie ein Motor sein.

Ich hielt das Kreuz fest. Zugleich drehte mir der Zombie sein Schreckensgesicht zu.

Da schrie Suko die Warnung.

»Hinter dir, John!«

Durch das breitbeinige Knien schaffte ich die Drehung nicht mehr so schnell. Zur Hälfte kam ich noch herum, dann wuchtete sich der schwere Körper auf meinen Rücken. Roberta hatte sich wieder erholt und sich auf mich geworfen.

Ich fiel nach vorn, sie lag auf mir, aber ich war schneller und ausgekochter als sie, die nur von ihrem verdammten Haß auf mich geleitet wurde.

Blitzschnell brachte ich meinen Rücken hoch, und damit wiederum hatte Roberta nicht gerechnet. Sie wurde in die Höhe geschleudert, ich gab mir noch einmal Schwung, dann fegte sie nach vorn und über meinen Kopf hinweg.

Sie landete auf dem weichen Grab!

Ich schnellte hoch, wollte mein Kreuz diesmal einsetzen, als ich erstarrte.

Es war eine groteske Szene, gleichzeitig auch schrecklich, makaber und kaum zu fassen. Trug ich die Schuld daran? Indirekt schon, denn durch meine Aktion hatte ich die Frau in diese Lage gebracht.

Sie war nicht nur auf die Mitte des Grabs gefallen, sondern zugleich gegen ihren Geliebten. Dessen zweite Hand war ebenfalls aus der Erde gedrungen. Ob Zufall oder nicht, ich konnte es nicht wissen. Jedenfalls hielten die Finger Roberta Millers Kehle fest umklammert.

Mit einem Teil seines Oberkörpers drückte die schreckliche Gestalt die Frau auf den Boden. Sie würde Roberta nicht loslassen, sie wollte sie töten, vielleicht in die Tiefe des Grabes reißen. Ob sie es verdient

hatte oder nicht, stand hier nicht zur Debatte. Letztendlich war sie ein Mensch, der gerettet werden mußte.

Ich wollte die Beretta nehmen.

Da sprang Suko auf das Grab. Er hatte seine Dämonenpeitsche bereits gezogen. Das Mondlicht erwischte nicht nur ihn, es schuf aus seiner Gestalt auch einen bizarren Schatten, der sich blitzartig bewegte, als Suko zuschlug und genau traf. Die drei Riemen der Peitsche klatschten auf den Schädel des halb aus dem Grab gekrochenen Zombies. Sie erwischten ihn nicht nur, die hieben auch hinein, sie zerrissen ihn, sie zerstörten, und stinkende Reste flogen davon wie Happen, die man Fischen vorwirft. Der Tote sackte weg.

Eine widerlich riechende Schleimund Nebelwolke begleitete ihn, als er wieder zurück in das Loch rutschte und in seinem Grab verschwand. Diesmal für immer.

Er war der einzige gewesen, den die unheilige Kraft hervorgeholt hatte. Von den anderen vier Leichen war nichts zu sehen. Doch wie zur Dekoration lag Roberta Miller auf dem Grab ihres Geliebten. Sie rührte sich nicht. Ich befürchtete für sie das Schlimmste, leuchtete sie an, und im kalten Licht der kleinen Lampe erkannte ich, daß sie nicht mehr lebte. Ihr ehemaliger Geliebter hatte ihr durch seinen Griff die Kehle zerfetzt. Vielleicht war der Tod sogar besser für sie.

Als ich aufstand, zitterten mir die Knie. Suko stand mir gegenüber.

»Alles klar, alter Junge?«

»Jetzt schon…«

Schlagartig hatte der Friedhof seinen direkten Schrecken verloren.

Es mochte auch daran liegen, daß wir nichts mehr zu befürchten hatten, auch nicht von den vier anderen Voodoo-Anhängerinnen, die sich mit sehr schwerfälligen Bewegungen erhoben, dabei stöhnten und sich an verschiedene Stellen ihres Körpers faßten, denn Suko war nicht eben sanft mit ihnen umgegangen. Sie hatten noch nicht begriffen, was hier genau abgelaufen war. Erst als sie Roberta Miller tot auf dem Grab liegen sahen, wurde ihnen klar, daß ihr Plan nicht gelungen war.

»Kommen Sie mit!« sagte ich.

Sie gingen hinter mir her. Fragen wurden nicht gestellt. Suko behielt sie ebenfalls im Auge. Am Altar versammelten wir uns. »Es ist nicht mehr unser Problem«, sagte ich. »Wie Sie damit zurechtkommen, müssen Sie selbst wissen. Sie haben unwahrscheinliches Glück gehabt, daß sie noch leben. Ich an ihrer Stelle würde diesen Weg nicht noch einmal beschreiten. Beim zweitenmal werden wir nicht zur Stelle sein.«

»Wir haben nicht das Wissen«, sagte eine von ihnen.

»Seien Sie froh, und versuchen Sie niemals, sich dieses Wissen anzueignen. Es wird Ihnen niemals helfen. Lassen Sie die alten

Gesetze, wie sie sind. Sie haben schon ihre Richtigkeit. Akzeptieren Sie den Tod, und akzeptieren Sie auch das Leben, denn beides gehört zusammen, so schwer dies manchmal auch zu glauben ist.«

Ich nickte ihnen noch einmal zu, drehte mich um und ging davon.

Suko kam mir nach. Gemeinsam gingen wir zu unserem Leihwagen.

Erst dann sprachen wir wieder. »Werden Sie es begriffen haben, John?«

»Das kann ich mir nur wünschen.«

Wir stiegen ein und fuhren davon. Beide freuten wir uns darauf, wieder nach Hause zu kommen…

ENDE